A 2200 F

Frauenhefte

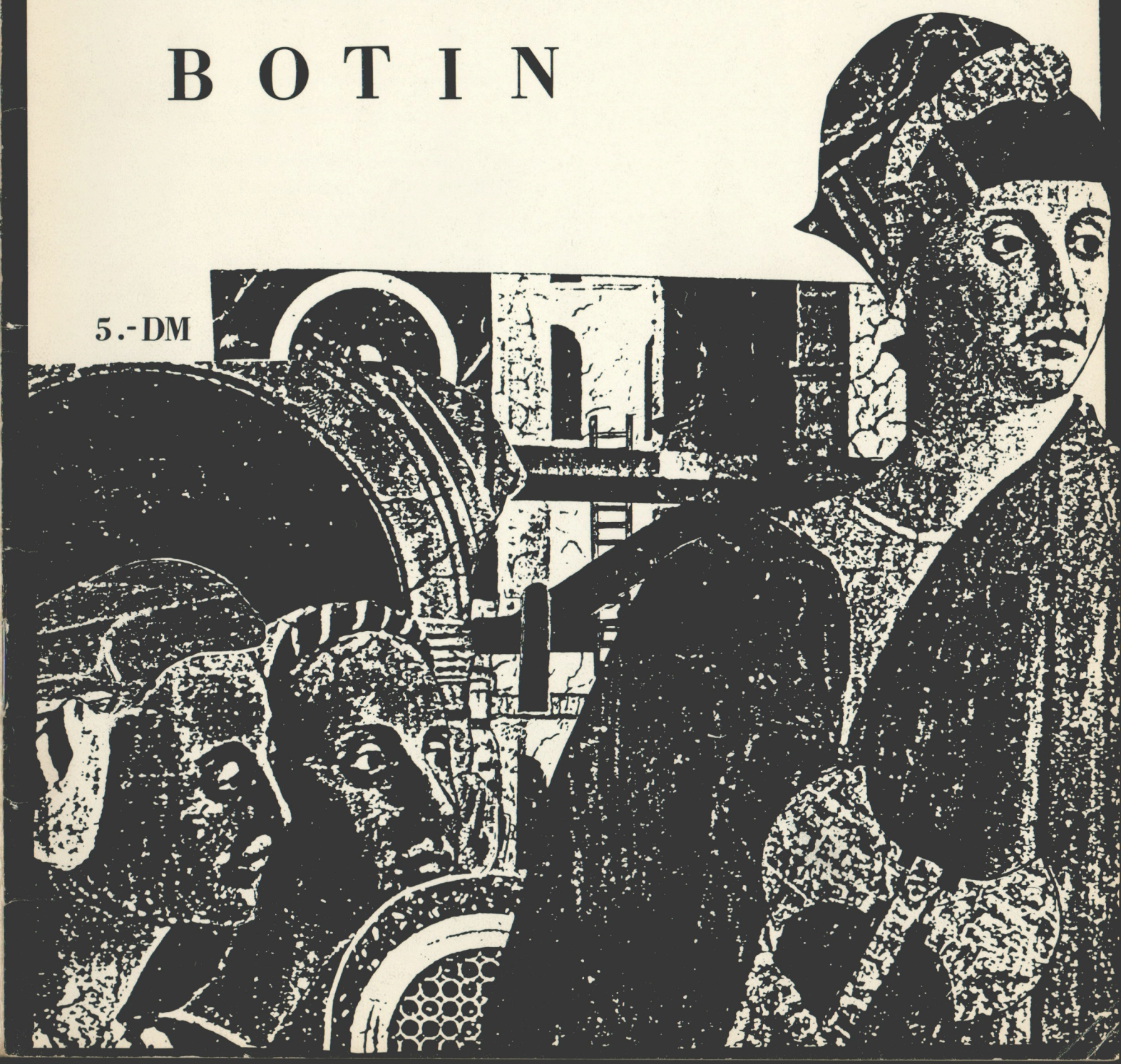
Berlin

Juli 1977

DIE SCHWARZE BOTIN

Nr. 4

5.-DM



Inhalt

Moral und Geschmack
(Christa Reinig) 3

Abgeschmacktes aus der Frankfurter Alllgemeinen Zeitung
(Elisabeth Lenk) 4

Fleischeslust und Geistesblust
(Gisela Steinwachs) 7

Der verzehrte Körper
(Heidi von Plato) 10

Königsberger Klopse
(Gabriele Goettle) 14

Glaskonserven
(Roswitha Kaever) 19

Fatale Liebe
Aus den Reichen der Phantasiearmut
(Brigitte Classen) 22

Das sezierte weibliche Schicksal
Christa Reinigs Roman „Entmannung"
(Silvia Bovenschen) 25

Jelka. Schon kommt herein, das Glück zu zwein ...
(Elfriede Jelinek) 28

„Weibliche Kunst"
(Meret Oppenheim) 35

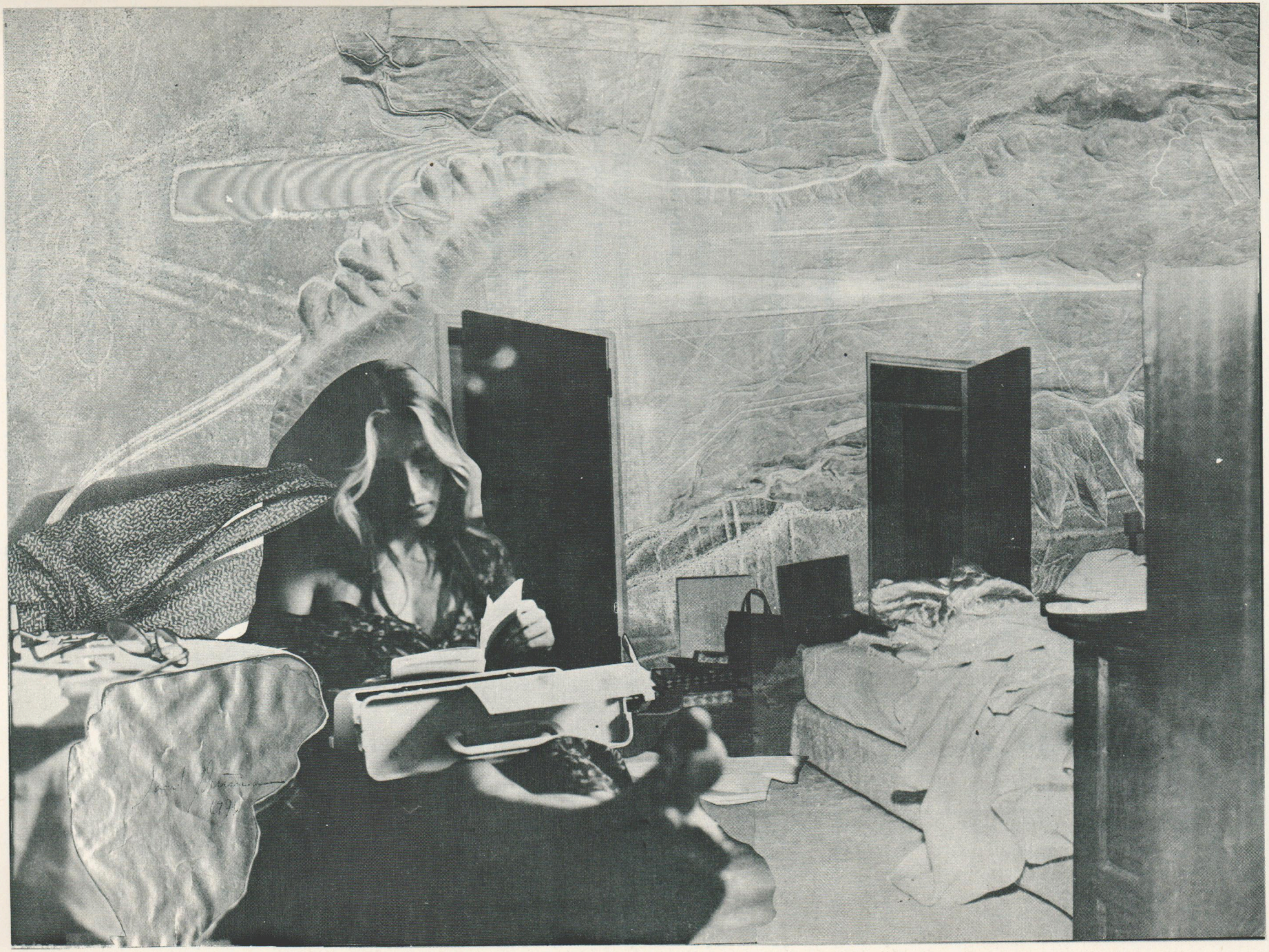
Das Rätsel
Über eine abgelehnte Dissertation 36

Sexismus zum Feierabend 36

Informationen 40

Bildnachweis

Sarah Schumann	Ein Schlafzimmer, Collage 1977	2
	Portrait du Gourmand (Musée Carnevalet)	8
Grimod de la Regnière	Le déjeuner à la fourchette (Titelblatt des Manuel des Amphitryons)	9
Dr. Heinrich Hoffmann	Der Struwwelpeter, Stuttgart, o.J.	17
Alexandre Dumas	Le Grand Dictionnaire de Cuisine, Nachdruck 1973	15/18
Nekropolis	Cimitero di San Miniata al Monte, Florenz	20
Jean-Paul Aron	Le mangeur du XIX^{e} siècle, Paris 1973 „Grand Restaurant de Presse"	21
Gabriele Goettle	Friedemann, Collage 1977	23
Sarah Schumann	Ohne Titel, 1977	27
Alexandre Dumas	a.a.O.	37
Gabriele Goettle	Collage 1976	38



Sarah Schumann, Ein Schlafzimmer, 1977

Moral und Geschmack

Das charakteristische an moralbehafteten menschen ist nicht, daß sie jeden tag eine gute tat tun, sondern daß sie in allen ihren angelegenheiten eine außerordentliche durchsetzungskraft haben. Moral ist vor allen sprüchen zunächst etwas subjektives, die fähigkeit, mit vehemenz zu handeln und dann die früchte dieses handelns anderen menschen gut verkaufen zu können.

Moral ist für mich immer kampfmoral, ohne rücksicht darauf, daß das ziel, das ich verfolge, vielleicht unmoralisch genannt werden kann. Ich lasse es dahin gestellt sein, ob etwas, das ich anziele, den charakter von moral oder unmoral an sich haben könnte. Meine wertung gilt meinem subjektiven zustand. Habe ich eine ausreichende kampfmoral oder geht sie mir ab? Muß ich dem kampf ausweichen oder unterliegen?

Das bequemste ist es, gegen die ganze welt zu kämpfen, denn die welt wehrt sich nicht. Es ist sehr viel unbequemer, gegen einen einzelnen menschen zu kämpfen, der seine interessen verfolgt. Am schwersten ist es, gegen einen menschen zu kämpfen, der bereits im angriff ist und auf dich draufdrischt.

90 % aller frauen, die lesen und schreiben gelernt haben, kämpfen für frieden, freiheit, fortschritt, für gerechtigkeit und gleichberechtigung. Sie kämpfen für diese sachen, weil niemand sie am kämpfen hindert. Die kämpferinnen für f.f.f. sind die gleichen, die dir ungefragt berichten, wie gut sie mit ihrem gatten, ihrem sohn, ihrem chef, ihrem angestellten, ihrem nachbarn können, – ganz einfach darum, weil sie diesen gatten, söhnen, chefs etc. nie etwas in den weg legen sondern sie gewähren lassen.

90 % aller lebewesen, die geschlachtet und geschändet auf unseren straßen herumliegen sind nicht ratten, katzen, hunde, schweine sondern frauen. Wir sind zur tiefsten, hoffnungslosesten wehrlosigkeit erzogen, – besser: gezüchtet worden und reißen die klappe auf und kämpfen für den frieden. Warum kämpfen wir für den frieden? Weil für uns nichts anderes drin ist.

Am allerweitesten haben es die chinesischen kämpferinnen gebracht. In China ist bereits „die hälfte des himmels" weiblich. Allein, die chinesische erde ist ganz und gar männlich, denn sie wird von einem ungeteilten männlichen zentralkomitee kontrolliert. Das ist die situation, in der wir weiblich träumen und die liebe göttin eine fromme frau sein lassen.

Als erstes muß ich wissen, was ich will. Als zweites muß ich wissen, wie ich es erreiche. Als drittes muß ich wissen, was meinem ziel entgegen steht. Als viertes muß ich wissen, wie ich das hindernis beseitigen kann. Das ist alles, was ich wissen muß, um durch diese welt zu kommen.

Das erste ist ausschließlich angelegenheit meiner kampfmoral. Denn wenn ich meinen willen nicht klar und ausgerichtet in mir spüre, dann ist es uninteressant, ob ich mich aufgeregt oder gelassen vorfinde, ob ich schmerz oder depression überwinden muß oder schmerzlos im besitz meiner körperlichen und geistigen leistungsfähigkeit bin. Wenn ich nicht weiß, was ich will, ist alles, was mir zur verfügung stehen könnte, mir nicht nützlich.

Aus all dem geht zunächst hervor, daß ich sprüche liebe. Ich liebe nicht nur meine eigenen sprüche, ich nehme sie, woher ich sie bekommen kann. Ein spruch aus einem silbenrätsel: Wenn du dich fürchtest, dann handle nicht, – hast du gehandelt, so fürchte dich nicht. Leicht gesagt. Wenn ich auf meine feinde warte und plötzlich merke, wie ich anfange zu schlottern, vergehen mir meine lieben sprüche.

Eine marxistische dichterin erzählte mir, sie habe in einem kellerversteck auf ihre verhaftung gewartet und sich die zeit vertrieben, indem sie „Vom winde verweht" las. Aus der lektüre dieses buches habe sie trost und erbauung geschöpft. Als ich auflachte, sagte sie: Es ist doch ein gutes buch oder nicht? Ich hatte gelacht, weil ich aus dem gleichen buch trost und erbauung geschöpft hatte, als ich einst auf meine vergewaltigung wartete. Ich und die dichterin hatten seinerzeit „in gegenüberliegenden schützengräben gekämpft", wie es im sprach-

gebrauch heißt. Meine leute wollten sie verhaften, und ihre leute wollten mich vergewaltigen.

Zwischen dem, was ich will und seiner erreichung vergeht die zeit. Ich kann die zeit passiv ausfüllen, indem ich mich still halte, lese, meditiere, musik höre und mich verberge. Ich kann die zeit aktiv ausfüllen, indem ich mich hervorwage, etwas unternehme, mein ziel verfolge. Daß lektüre, zen-buddhismus, streichquartette etwas mit ästhetik und gutem geschmack zu tun haben, ist offenbar. Allein der zusammenhang zwischen der ästhetik des buches „Vom winde verweht" und dem warten auf den feind ist nicht leicht einzusehen. Leicht einzusehen ist aber, daß meine unternehmungen an einem unzureichenden mittel scheitern können. Die wahl eines zureichenden mittels ist bereits eine frage des guten geschmacks.

In der patriarchalischen gesellschaft ist jede frau umstellt von vier männern: dem vater, dem bruder, dem gatten, dem sohn. Diese vier bilden die kanten eines undurchdringlichen kristallgitters. Eine frau kann die andere frau erblicken, kann mit ihr schwatzen, mit ihr gemeinsam wasser aus einem brunnen schöpfen. Aber was das für ein wesen ist, die andere frau, ahnt sie nicht. Das kristallgitter des patriarchats ist zerbrochen. Die männer bilden nurmehr zusammenhanglose ketten, „ihre weiber" voneinander zu isolieren. Die frauen haben sich gefunden. Sie schmelzen zu amorphen massen zusammen.

Die zeit, da wir glaubten, wir seien geisteskranke monster, weil wir anders waren als das vorgeschriebene bild der frau, ist vorbei. Wir haben uns erkannt. Wir haben gelernt, uns im schweiß unserer leiber aneinanderzukleben. Wir haben noch nicht gelernt, uns in gegenseitiger achtung auf distanz zu halten. Das müssen wir aber tun, wenn spielregeln gelten sollen.

Die moral kennt keine spielregeln. Sie kennt ein ziel und steuert es an. Das ergebnis wird oft „unmoralisch" genannt, weil nicht eingesehen wird, daß moral eine willensäußerung ist und daß starke willensäußerungen selten aus einer schönen seele kommen. Wenn im gleichen spiel ein wille gegen den anderen steht, muß es regeln geben, die für beide gelten. Über einer kaputtgemachten frau vergeht mir das lachen, wie leicht hätte ich es sein können.

Besser ist es, wenn frauen, die gegeneinander streiten, sich von anfang an mit rücksicht und achtung begegnen. Nicht hart sein und nicht weich sein. Meine gefühle zwischen „nicht hart sein" und „nicht weich sein" hindurchsteuern zu können, das nenne ich meinen guten geschmack.

Christa Reinig

Abgeschmacktes aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung

Ich lese seit einigen Monaten die FAZ. Wie ich dazu komme? Nun, das Übliche. Der junge Mann an der Tür: „Haben Sie Vorurteile gegen ehemalige Strafgefangene?" Ich: „Nein, wieso?" Er: „Sie können mir helfen", und reicht mir ein Blatt, auf dem eine Reihe von Journalen und Illustrierten verzeichnet sind. Ich kreuze als das kleinste Übel (dachte ich) die FAZ an. Sollte ich den jungen Mann, der vier Jahre für Drogenschmuggel gesessen haben will, je wiedersehen, werde ich ihm erklären, daß diese „Hilfe" sehr kurzfristig und kurzsichtig war. Es kann einem ehemaligen Strafgefangenen, es kann allen gegenwärtigen oder zukünftigen Strafgefangenen auf lange Sicht nur schaden, wenn Leute dazu gebracht werden, die FAZ zu lesen. Ich bin ein schlechter Zeitungsleser, d. h. ich blättere nur so herum, bin also unfähig, die objektive „Tendenz" einer von mir gelesenen Zeitung objektiv wiederzugeben. Ich beschränke mich daher auf einige Beispiele, Beispiele, die einen gewissen Nachgeschmack bei mir hinterlassen haben, und zwar einen üblen.

Da schreibt z. B. ein Journalist namens J. G. Reißmüller. Der Name ist sehr passend. Man stelle sich einen beliebigen Kleinbürger namens Müller vor, der aber den wilden Mann bzw. den reißenden Wolf markiert. Herr Reißmüller hat nur eine Sorge und ein Sorgenkind: den Staat. Liest man ihn, so hat man wirklich Angst um dies bis an die Zähne bewaffnete körperlose Ungeheuer, das angeblich pausenlos von Individuen bedroht wird. Ich will

hier nur zwei Artikel nennen: „Was der Staat gegen Mörder braucht" (vom 31.1.1977) und „Wie steht es mit dem Rechtsstaat?" Den ersten Artikel hat treffend Rudi Lehnert aus Leopoldshafen in einem Leserbrief kommentiert:

Mörder

Zu „Was der Staat gegen Mörder braucht" (FAZ vom 31. Januar): Daß Reaktionäre ihre menschenfeindlichen Bastionen gegen Humanisten verteidigen, ist historisch gesehen nichts Neues. Daß sie es aber auf der ersten Seite der FAZ tun (dürfen), ist bedauerlich und dem liberalen Image der FAZ alles andere als zuträglich. Unbeschwert von wissenschaftlichen Erkenntnissen begründet J. G. Reißmüller sein Plädoyer für die lebenslängliche Freiheitsstrafe damit, daß sie angeblich zum „Schutz der Gesellschaft" vor „Mördern" beitrage. Soweit die Fiktion.

Die Fakten sprechen eine andere Sprache: Statistiken zeigen, daß entlassene „Mörder" fast nie rückfällig werden. Die Erklärung ist einfach: „Mörder" sind in der Regel Konflikttäter, die in einer Ausnahmesituation getötet haben. Sie sind keine Hangtäter (jemandem, der ein einziges Mal getötet hat, eine Disposition zum „Mörder" zuzuschreiben, ist genauso absurd, wie jemanden als „Violinisten" zu bezeichnen, der zum ersten Mal in seinem Leben eine Violine in der Hand hat) und auch keine berufsmäßigen Killer (die wohl eher in der Mafia zu Hause sind als auf bundesrepublikanischen Anklagebänken). Und weil unsere „Mörder" weder Hangtäter noch Killer sind, sondern eben Konflikttäter, die aus einer ganz spezifischen, sich kaum wiederholenden Situation heraus getötet haben, werden sie nach der Entlassung aus der Haft auch so gut wie niemals rückfällig.

Angesichts dieser Fakten, an deren „Widerständigkeit" Reißmüllers Spekulation pro lebenslänglich kläglich scheitert, ist die lebenslängliche Strafe für den „Mörder" ein Akt sinnlosester Grausamkeit, dessen Ziel die Vernichtung des „Mörders" ist, wobei diese Art der Todesstrafe auf Raten nicht vom Scharfrichter, sondern von der Zeit vollstreckt wird. Eine solch irrationale Grausamkeit aber kann sich eine humane Gesellschaft nicht leisten, will sie mit ihrer Betonung der „Würde des Menschen" nicht unglaubwürdig werden.

Die lebenslängliche Freiheitsstrafe ist wegen ihrer persönlichkeitszerstörenden Wirkung inhuman und verfassungswidrig und muß daher abgeschafft werden. Nicht den „Mörder", sondern das „Lebenslänglich", diesen Scheiterhaufen der Gegenwart, gilt es zu liquidieren!

Im zweiten Artikel sind es politische Konflikttäter, sogenannte „Terroristen" und ihre Hintermänner, „vor allem aus einem Studentenmilieu, in dem der Mord an Buback als Triumph gefeiert wurde", die den Staat aufs Furchtbarste bedrohen und in die Enge treiben. „Wer gibt schon gern zu, daß er sich fürchtet?" fragt pathetisch Reißmüller. „Genug Grund also für den Staat, sich vorzubereiten, nicht nur der Polizei mehr Beamte und bessere technische Mittel zu geben, sondern auch das Gesetz dort zu ändern, wo es bisher den Terroristen ihren Terror zu leicht und dem Staat seine Abwehr zu schwer gemacht hat". Die Aufhebung der Isolationshaft ist nach Reißmüller bereits falsche Nachgiebigkeit im Kampf des Allgemeinen gegen abweichende Einzelne. „Wie kam es zum Beispiel dazu, daß die Justizverwaltung der Hungerstreikpression von Baader, Ensslin und anderen nachgab und ein Dutzend Häftlinge aus anderen Bundesländern nach Stammheim verlegte?" fragt er vorwurfsvoll.

Daß Reißmüller mit seiner Wahnidee nicht allein dasteht, kann man leicht feststellen, wenn man die Leserbriefspalte der FAZ ansieht. In meiner Verzweiflung habe ich mir angewöhnt, die FAZ verkehrtherum zu lesen, die Leserbriefe zuerst. So z. B. Herrn Dr. Hans Dichgans aus Düsseldorf, der sich über die „Wanzen" ausläßt: „Aber die Anwendung elektrischer Wanzen soll verboten sein, auch wenn sie dem Kampf gegen Menschenfänger dient, die ihre Opfer in Kellern verhungern lassen oder ihnen die Knochen brechen, um sie bequemer in Kisten vernageln zu können". Oder Rechtsanwalt Dr. Hartmut von Rechenberg aus Hamburg: „Mit der Zeitglosse ‚Schluß mit der Hampelei' in der FAZ vom 16. März haben Sie mir aus der Seele gesprochen. Man muß es leid sein, von immer neuen Aktivitäten und Kniefällen vor Dr. Traube zu hören. Der Umstand, daß Traube aufgrund seiner wissenschaftlichen Qualifikation und seiner intimen Kenntnisse auf dem atomaren Sektor interessierten illegalen Kreisen mit Rat und Tat beim Bau von Atomsprengkörpern hätte zur Seite stehen können, rechtfertigte unter dem Gesichtspunkt des „übergesetzlichen Notstandes" und unter Berücksichtigung aller hier offenbar vorhandenen Verdachtmomente durchaus die Aktion."

Diese Artikel, diese Leserbriefe sind eine einzige Verherrlichung der *legalen Gewalt.* „Wie herrlich ist die Grausamkeit in der Legalität" läßt Apollinaire in den 11.000 Ruten seinen Helden im Duett mit jener falschen Florence Nightingale singen, die unterm Vorwand, den Verletzten zu helfen, im Lazarett Tausende umbringt.

Und es ist sicher kein Zufall, daß von denselben Leuten und denselben Blättern, die unablässig die legale Gewalt verherrlichen, ein Text angeprangert wird, der sich kritisch mit diesem Problem der legalen Gewalt befaßt. Ich meine den Göttinger „Nachruf auf Buback". Dieser Artikel ist fast überall tendenziös oder gar falsch zitiert worden. Er enthält nicht nur nicht – wie behauptet wird – die Rechtfertigung des Mordes an Buback, sondern ist ein Versuch, das Problem der politischen Gewalt grundsätzlich zu diskutieren. Der Autor skizziert das Problem der legalen Gewalt:

„Ich denke immer noch, daß die Entscheidung zu töten oder zu killen bei der herrschenden Macht liegt, bei Richtern, Bullen, Werkschützern, Militärs, AKW-Betreibern." Er kommt dann auf die Verherrlichung der legalen Gewalt durch die Presse zu sprechen: „Wir brauchen nur die Zeitungen aufzuschlagen und die Tagesmeldungen zu verfolgen: die Strategie der Liquidierung, das ist eine der Strategien der Herrschenden." Er stellt dann die Frage nach der Gegenwehr, dem Gegengift und entscheidet sich eindeutig für totale Gewaltlosigkeit: „Warum müssen wir sie kopieren?" (die legalen Gewalttäter, E. L.)

„Warum liquidieren? Lächerlichkeit kann auch töten, zum Beispiel: auf lange Sicht und Dauer." *)

Aber zurück zur FAZ. Man kann sagen, daß die Moral dieser Zeitung darin besteht, um die Starken zu bangen und auf die ohnehin Schwachen einzuschlagen. Nicht nur um den Staat sorgt die FAZ sich, sondern zum Beispiel um die armen Konzerne wie die Deutsche Babcock AG. „Babcock hat große Sorgen um die Zukunft des Energiegeschäfts" heißt es in der FAZ vom 17. Febr. 1977:

> So ist der Vorschlag einer unveränderten Dividende von 16 Prozent für Stammaktien und 17 Prozent für Vorzugsaktien (Hauptversammlung am 21. März) nur ein schwacher Ausdruck für die Ertragsentwicklung. Freilich muß auch die Dividende im Zusammenhang mit den gar nicht rosigen Aussichten am deutschen Energiemarkt gesehen werden. Dampfkessel - und Komponenten-Aufträge sowohl für Kernkraftwerke als auch für konventionelle Kraftwerke sind unter der Umweltschutz-Gesetzgebung, unter Bürgerinitiativen und Urteilen von Verwaltungsgerichten regelrecht erstickt.

Die Demonstranten gegen KKWs hingegen werden zu „Terroristen" oder – ein neuer Ausdruck – zu „Veranlassern" gestempelt, die nicht nur selber Schuld sind, wenn die Polizei gegen sie vorgeht, sondern möglichst in Zukunft die Kosten für derartige Polizeieinsätze tragen sollten.

Die soziale Ungerechtigkeit: daß die einen alles und die anderen gar nichts besitzen, wird beschönigt durch verharmlosende Vergleiche: „Sollen schöne Frauen besteuert werden?" heißt die Überschrift eines Artikels im Wirtschaftsteil der FAZ vom 18. April 1977.

Sollen schöne Frauen besteuert werden, damit wenigstens auf diese Weise eine Ungleichheit der Chancen nachträglich korrigiert wird? Die meisten Leute würden wohl meinen, daß hier die Chancengerechtigkeit zu weit ginge. Viele würden allerdings zustimmen, daß bei der Suche nach Ostereiern alle beteiligten Kinder die gleiche Chance haben sollen, Ostereier zu finden, wenigstens was die allgemeinen Regeln dieses Spiels anlangt. Die Frage ist allerdings, ob Kindern mit längeren Beinen und besseren Augen ein „Handicap" vorgegeben werden sollte, und weiter: wäre es nicht gerecht, daß die Ostereier am Schluß neu, vielleicht gleichmäßig verteilt werden, weil manche Kinder die Eier mehr durch Glück denn durch anstrengendes Suchen gefunden haben.

Solche einfachen Beispiele waren eigentlich der Kern einer lebhaften, fast aufregenden Diskussion über „Verteilungsgerechtigkeit" auf der Tagung der Mont Pèlerin Society.

Nun noch ein paar Bemerkungen zum vielgerühmten Feuilleton der FAZ. „Die FAZ ist konservativ, wenn nicht schlimmer", hört man, „aber das Feuilleton ist gut". Ich gebe zu, es gibt wirklich gute Artikel wie zum Beispiel Richard Alewyns Bemerkungen zur sogenannten Rezeptionsästhetik oder auch Hans Mayers bissigen Artikel über Gustav Freytag, der ja auch in der gleichen FAZ in Leser- und anderen Spalten Entrüstung auslöste. Schlimm hingegen, und – da ich ja über Geschmack schreibe – an der Ekelschwelle ist Reich-Ranickis Artikel über Karl Kraus, der seinerseits Widerhall in den Leserbriefen findet. „Seine schwärmerische, überzogene und oft ins Kitschige abgleitende Suada ist nicht allein aus dem Zeitgeist zu erklären. Es ist ein ganz persönliches ‚Dampfablassen', weil ihm andere Möglichkeiten der normalen (!) Befriedigung weitgehend verschlossen bleiben." Mutig hingegen und kühl Peter Angebauer aus Göttingen, ein Lichtblick unter den Leserbriefschreibern wie schon der zitierte Rudi Lehnert: „Marcel Reich-Ranickis Aufsatz beweist, daß Kraus mit seiner Kritik des Journalismus noch vierzig Jahre nach seinem Tod aktuell ist."

Die Langeweile des FAZ-Feuilletons läßt sich am besten an der sogenannten „Frankfurter Anthologie" illustrieren, die es sich offenbar zur Aufgabe gesetzt hat, die Tradition des Besinnungsaufsatzes fortzuführen. Ein Beispiel: Heinz Politzer schreibt über Sarah Kirsch in einem Beitrag „Verhohlene Leidenschaft als politische Metapher." Das Gedicht von Sarah Kirsch, um das es geht, heißt „Nachricht aus Lesbos" und ist so platt, daß ich mich nicht entschließen kann, es ganz hierherzusetzen (in der FAZ stand es ganz). Nur das Nötigste:

„Ich sah den Ast gehalten mich zu halten
An anderes Geschlecht ich lieb hinfort
Die runden Wangen nicht wie ehegestern
Nachts ruht ein Bärtiger auf meinem Bett."

Und nun Politzer: was hier beschrieben werde, sei der Übergang von der (unnatürlichen) Frauenliebe zur (natürlichen) Männerliebe. „Wieder verrät . . . die Zweideutigkeit ihrer Sprache das Unbewußte der Frau. ‚Ich sah den Ast gehalten mich zu halten'. Der Ast ist ein anthropologisches Sexualsymbol und steht für das primäre männliche Geschlechtsmerkmal wie die Bezeichnung des Mannes als ‚Bärtiger' für das sekundäre steht." Wir erfahren, daß die im Gedicht vorkommende weibliche Person schwanger ist: „Der ‚Bärtige', der all dieses Wandels Anlaß war, bleibt anonym. Daß sie jedoch mit einem Kinde schwanger geht, will besagen, daß sie sich ebenso wissentlich wie willentlich einem anderen Gesetz unterstellt hat, dem Gesetz der Natur."

Ich kann mein Geschmacksurteil über die FAZ in einem Satz zusammenfassen: „Die Wiederkehr des Alten ist nicht das Alte, sondern das leicht angesäuerte Alte."

Elisabeth Lenk

*) Was nun schließlich den vielzitierten Satz von der „klammheimlichen Freude" anläßlich der Ermordung von Buback angeht, so ist zu fragen, ob denn dem Staat die Gerichtsbarkeit über die *Gefühle* seiner Staatsbürger zusteht. Für ein Gericht stellen sich meines Erachtens unlösbare Probleme:
1 Hat das Individuum (der Autor) der behauptet, eine „klammheimliche Freude" empfunden zu haben, dieses Gefühl tatsächlich empfunden? Die einzige Aufkunftsquelle ist ja in einem solchen Fall das Individuum selbst (Es gibt keine Indizienbeweise für tatsächlich empfundene Gefühle).
2 Und selbst, wenn man sich auf die Glaubwürdigkeit der Aussage des Individuums verließe: ist denn überhaupt ein Subjekt für ein Gefühl, das es empfindet, verantwortlich zu machen? Ist es nicht gerade am Punkte des Gefühls unzurechnungsfähig, derart, daß, wenn ein ähnlicher Fall wie die Ermordung Bubacks wiedereinträte und das vorgewarnte Subjekt den besten Willen hätte, strafbare Gefühle zu vermeiden, diese Gefühle ohne sein Zutun sich von selbst dennoch wieder einstellen könnten?

Fleischeslust und Geistesblust

1. Fleischeslust

Sättigung ist ein vom Magen ausgehendes Gefühl der Schwere, das den Leib, nicht ohne ihn mit einem unnennbaren inneren Wonnegefühl zu durchdringen, zur Erde herabzieht. Sattsein heißt: einen Ausgleich zwischen der Überfülle des Makrokosmos der Welt und dem Mangel des Mikrokosmos der Person gestiftet zu haben. Der Zustand wird von einem Gefühl der Erdnähe begleitet, das sich als Schlafbedürfnis äußert. Sattsein bedeutet, so mit Speis und Trank angefüllt sein wie die Regale einer Feinkosthandlung, die Kinder mit dem Farbstift oder mit dem Pinsel manchmal in die in der Aufsicht gezeichneten Mägen ihrer Personen verlegen. Es heißt auch: vom Verdauungsprozess voll in Anspruch genommensein, der den Osmose-Vorgang der Nahrungs- und d. h. Weltassimilation an den Leib glücklich zuende bringt.

Der Volksmund weiß darum, daß der Verdauungsprozess Blut aus dem Hirn abzieht und in der Magengegend zusammenschießen läßt. Vielleicht dieses Staus von Säften wegen fühlt der Satte sich schwellen. Das satte Leibgefühl ist eines der Schwere u n d der Dehnung. Der Satte, den es mit aller Macht aufs Lager zieht, geht vor dem Einschlafen gewissermaßen in die Breite. Ihn drückt Zufriedenheit ganz platt. Das Gefühl, der Raum, den sein Leib auf Erden einnimmt, habe sich nennenswert vergrößert, ergreift von ihm Besitz. Das Gefühl bläht. Diese Blähung benennt der Satte ausdrucksstark mit ‚Glück'. Darüber, vor lauter Glück über Glück, schläft er ein. Das Einschlafen geht treppenartig, mit Übergängen vor sich. Eine Vision kündigt es an:

Fleischeslust ist eine vollbusige Frau in den besten Jahren. Sie kichert viel und gern. Das legt ihr Doppelkinn in Falten. Sie ißt gern und viel. Das verleiht ihren hellen Augen Glanz und ihren vollen Lippen Schwung. Wenn sie über den Appetit hinaus gegessen hat und der Sekt in Strömen fließt, läßt sie sich schon zu einem Lied, einer Gesangsdarbietung hinreissen. Ob sie dafür Beifall erhält oder nicht, kümmert sie wenig. Sie erhält Beifall. Sie teilt sich mit vollen Händen an die Zuhörer aus. Dafür steht sie mit den Essern auch auf gutem Fuße.

Fleischeslust ist eine Nimmersatt und eine Nimmermüde. Sie beherrscht beides perfekt: das im Schlaf untersinken wie ein Stein im Wasser und das im Wachen obenaufschwimmen wie Kork auf Teich. Jetzt sinkt sie unter und ist schwer schwer. Jetzt liegt sie obenauf und ist leicht leicht. Sie

läßt sich treiben. Wind bläst im Rohr. Sonne steht im Zenith. Der Teich befühlt im Ufer seine Grenze, tastet sie ab. Fleischeslust ist ganz Haut und Haar. Ihre braune Haut perlt im Naß, ihre dunklen Haare kringeln sich vor Vergnügen. Wellen umgeben ihren Leib ringförmig, schließen sich zu konzentrischen Kreisen um ihre Ausdehnung dünstende Seele zusammen. Fleischeslust ist Gegensätzliches auf einmal, z. B. Peripherie und Mittelpunkt. Luststrahlen gehen von ihr aus und fallen auf sie zurück. Sie sonnt sich in sich selber. Das läßt das Thermometer ihrer Ich-Gefühle jäh ansteigen.

2. Geistesblust

Hunger ist ein vom Magen ausgehendes Gefühl der Leere, das den Leib, nicht ohne ihn von Kopf bis Fuß mit Pfeilen der Unlust zu durchbohren, mitten aus lustvoller oder unlustvoller Tätigkeit in die Höhe reißt. Hungrig sein heißt: sich auf den Ausgleich zwischen dem Mangel des Mikrokosmos der Person und der Überfülle des Makrokosmos der Welt vorbereiten, ihn aber noch nicht gestiftet haben.

Der Zustand wird von einem Gefühl der Erdferne begleitet, das sich als Schwebebedürfnis äußern kann. Hungrig sein bedeutet, sowenig mit Speis und Trank angefüllt sein wie ein Gottesacker, den Irre mit Bleistift oder mit Tinte manchmal in die im Querschnitt vorgeführten Mägen ihrer Personen hineinkritzeln. Es heißt auch: alle körpereigenen Säfte auf den Prozess der Speichelbildung bezogen wissen, der den Vorgang der Nahrungs- und d. h. Weltassimilation an den Leib täuschend einleitet.

Der Volksmund spricht davon, daß dem Hungrigen das Wasser im Munde zusammenläuft. Vielleicht dieses Staus von Flüssigkeit im Munde wegen, fühlt der Hungrige sich schrumpfen. Das hungrige Leibgefühl ist eines der Leichtigkeit u n d der Schrumpfung. Der Hungrige, den Gier vom Stuhle reißt, geht, und das ist seine Luftfahrt, in die Länge. Unzufriedenheit packt ihn am Schopf. Das Gefühl, der Raum, den sein Leib auf Erden einnimmt, habe sich nennenswert verringert, ergreift von ihm Besitz. Das Gefühl entbläht. Diese Entblähung nennt er verlegen sein ‚Unglück'. Darüber, vor lauter Unglück im Unglück, verliert er die Besinnung. Die Ohnmacht geht schlagartig, ohne Übergänge, vonstatten. Eine Vision leitet sie ein:

Geistesblust ist eine hagere Erscheinung über vierzig. Ihr Geschlecht schwankt zwischen weiblich, männlich und sächlich. Seine Tendenz geht auf unbestimmt. Geistesblust sinniert viel und gern. Das legt ihre Denkerstirn in Falten. Sie raucht gern

und viel (auch Drogen). Das raubt ihrer faltigen Haut Farbe und ihren spröden Haaren Glanz. Wenn sie Drogen zu sich genommen hat, läßt sie sich schon zu einem Sketch hinreißen. Sie nimmt Gesellschaft beim Recht und Sprache beim Wort. Sie klopft Sinn und Unsinn auf das Türchen Hintersinn ab. Auch wenn sie damit nicht auf Ablehnung stößt, geizt sie mit sich selber. Das Angebot einer Wohngemeinschaft mit Fleischeslust lehnt sie kategorisch ab.

Geistesblust ist eine Vielschreiberin und eine Vielwisserin. Sie vermag beides: aufzusteigen wie ein Vogel an der Luft, sich zusammenzuziehen wie eine Raupe im Kokon. Jetzt steigt sie auf und schwebt schwebt. Jetzt zieht sie sich zusammen und schrumpft schrumpft. Aufwind kommt von den Bergen. Ein Ungewitter zieht auf. Geistesblust ist Ballon und Schnur. Ihre Gummihaut ist straff, ihre Hanfkordel hängt schlaff. Wolken umgeben sie watteförmig, schließen sich um ihre Seele zu einem Knäuel zusammen. Geistesblust stagniert: sie hat jetzt keine Triebkraft mehr und bald auch kein Volumen. Unlust geht von ihr aus. Sie sprüht Blitze. Das läßt das Barometer ihrer Leib-Seele-Spannung auf Gewitter tippen.

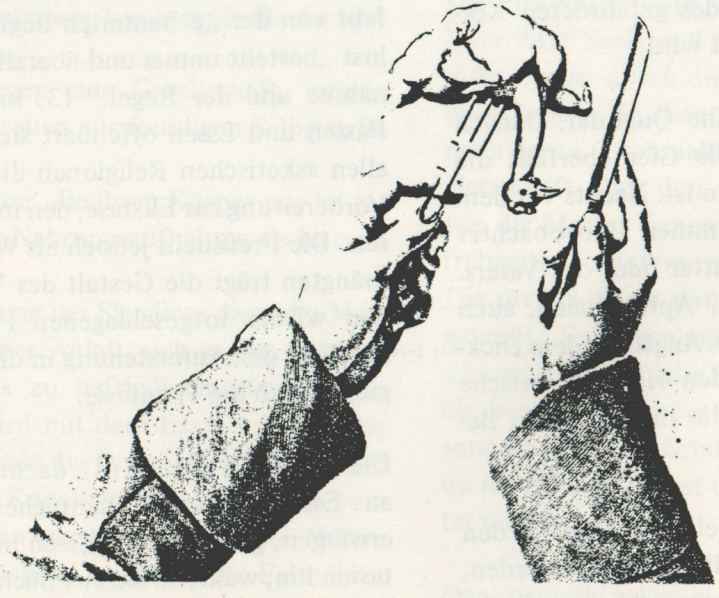
3.

Es gibt ein Zusammenspiel von Sättigung und Kasteiung. Wie das zeigt, ist niemand friedfertiger als der Satte, dem ein ganzes Festmahl, das auf dem Spiele steht, seinen gesunden Schlaf nicht rauben kann, und niemand aggressiver oder unleidlicher, was das gleiche besagt, als der Hungrige, der um jeden schlechten Bissen Krieg führen muß. Wenn das Bedürfnis nach Nahrungsaufnahme aber vom G y r u s h i p p o c a m p i im Schläfenlappen des Gehirns gesteuert wird, dann folgt daraus, daß die Idee des Essens weder im Mund noch im Magen, sondern recht eigentlich im Kopf zu Hause ist. Anders gesagt: dem Essen als realer Nahrungsaufnahme ist die Gehirntätigkeit der Phantasie als imaginäre Nahrungsaufnahme vorgeschaltet. Darauf komm alles an.

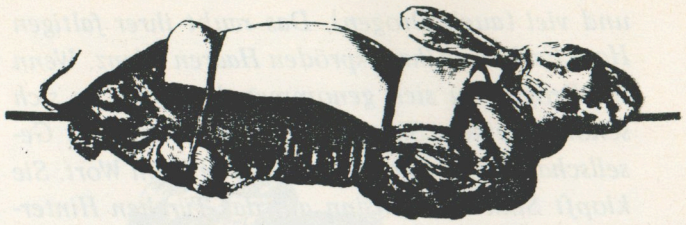
Weil der ausschweifendste Genuß, das o r a l e F e s t , über einer sistierten Phantasietätigkeit erlahmen muß, darum plädiert der Feinschmecker für den mageren Freitag vor fetten Wochenenden, für Frühjahrsfasten vor Sommer-Fressen, für Frustration vor Völlerei und Degustation von Leckerbissen. Wer Fleischeslust will, kommt nicht umhin, es auch mit Geistesblust zu halten. Zeiten der Über-Sättigung (Gezeiten der Flut) wechseln dann mit Zeiten der Mäßigung (Gezeiten der Ebbe) ab. Nur dann, wenn er den Kragen daransetzt, bringt sich der frohe Esser gleichzeitig nicht auch um den Kopf seines Genusses. Ohne den Kopf gelingt auch auf gastronomischer Basis ein Projekt der Verwirklichung irdischer Glückseligkeit nicht.

Ginka Steinwachs

Auszug aus: Ginka Steinwachs, Ansätze zu einer gastronomischen Maieutik in R. Habs u. L. Rosner, Appetit-Lexikon, Matthes und Seitz, München 1977. Diese Neuauflage der Erstausgabe von 1894 soll im September erscheinen.



Der verzehrte Körper



„So ihr euch aber untereinander beisset und fresset; so sehet zu, daß ihr nicht voneinander verzehret werdet." Galater 5,15

„Aber einer Frau, für die das Bild des Vaters zerstört ist, erscheint das der Mutter oder ihres Ersatzes nur als Hohn, unfähig den Schlag auszuhalten. Die Gefahr der Psychose für sie, für uns. Der Todeswunsch, als ein Wunsch, das Ich auszulöschen, viel häufiger."
Julia Kristeva

1
Magersucht, auch Pubertätsmagersucht genannt, häufig tödlich, fast ausschließlich bei Mädchen und Frauen in der Pubertät und Nachpubertät, die einen verzweifelten Kampf gegen den sinnlichen weiblichen Körper führen.
Jedes Gramm Gewichtszunahme bringt ein Begehren ins Spiel, das sie abwürgen müssen.

Der erste Kontakt zu einem Mann in der Zeit der Pubertät, der das Begehren zum Sprechen bringt, ein Brechmittel. Der geknebelte Körper. Die weiblichen Rundungen, die Fülle, das rufende Menstruationsblut erzeugen Schrecken. Ein gewaltsamer Eingriff in den Körper: die Menstruation wird unterbrochen. Die häufige Verstopfung verschließt eine weitere Körperöffnung. Zurück bleibt der vom Leben und Sterben bedrohte magere, als leer phansierte Körper, nur ein Gefäß für den Intellekt, der das Kommando führt.
Wahnähnliche Verkennung des gefährdeten Körpers, der als dünn halluziniert wird.

Gemeinsames Essen stellt eine Qual dar. Danach Abführmittel. Erbrechen. Die Gier überfällt die Magersüchtige, wenn sie allein ist. Nachts vor dem Eisschrank. Vor der Speisekammer. Unbeobachtet ohne die Argosaugen der Mutter oder des Vaters. Heißhunger auf Süßigkeiten, Apfelschalen, auch Saures. Danach Schuldgefühle. Angst vor dem Dickwerden. Würgen. Finger in den Hals. Motorische Unruhe. Sich spüren durch die rhythmischen Bewegungen des Laufens.

Der weibliche Körper, der stellvertretend für den geistlosen Körper spricht, soll vernichtet werden, um die Opferung ihres Körpers und ihrer Seele, wie es die Magersüchtige zuerst bei ihrer Mutter erlebt hat, zu verhindern.

Mit der berechtigten Ablehnung der weiblichen Rolle verknüpft sich die Ausstoßung des weiblichen Körpers:
der Wunsch, das weibliche Geschlecht aufzuheben, geschlechtslos zu werden, um der ökonomischen und familialen psychischen und sexuellen Ausbeutung der Frau zu entgehen.

Ein magersüchtiges Mädchen beklagt sich bei ihrer Therapeutin, „sie wolle sie dick, dumm und triebhaft machen." (1)
Die Angst vor der verschlingenden, tötenden Gier, die alle Unterschiede und damit Qualitäten vernichtet. Der geschlossene Mund, der jede Speise ausstößt, ist die zugenähte Vagina, in die nichts eindringen darf, da sonst der Geist zerstört wird. Nur dann und wann öffnet sich der Mund und verschlingt Speisen mit unersättlicher Gier, der nachzugeben den geistigen Tod bedeuten würde.
„Indem ich nur noch esse wie ein Idiot, sterbe ich geistig ab." (2)

Die Freßanfälle schreiben sich nicht als Sinneslust in den Körper ein, sondern als Verzweiflung durch die Phantasmagorie der Verfolgung. Oraler Genuß lebt von der „gehemmten Begierde" (Hegel). Wollust „besteht immer und überall zwischen der Ausnahme und der Regel." (3) In der Dialektik von Fasten und Essen offenbart sich dieses Gesetz. In allen asketischen Religionen dient die Askese der Vorbereitung zur Ekstase, den mystischen Erlebnissen. Die Freßsucht jedoch als Wiederkehr des Verdrängten trägt die Gestalt des Verfolgers. Die immer wieder totgeschlagenen Freßwünsche feiern das Fest der Auferstehung in der qualvollen Peinigung durch die Phantasie.

Die Patientin Nadja (4) dachte oft stundenlang ans Essen, biß in Taschentücher, um ihre Gier zu erwürgen, gab sich dem Essen in wollüstigen Phantasien hin, während sie aus Büchern die Menüs von großen Festen verschlang. In der Phantasie über-

lebt der Rausch, die Überschreitung, die Verausgabung, die zur Qual wird. Ellen West (5) vergleicht den Zwang, ans Essen denken zu müssen, mit der Anziehungskraft der Mordstelle für den Mörder.

„So ähnlich muß dem Mörder zumute sein, der fortwährend das Bild des Gemordeten vor seinem geistigen Auge sieht. Er kann von früh bis spät arbeiten, ja schuften, kann ausgehen, kann reden, kann versuchen sich abzulenken: alles umsonst. Immer und immer wieder wird er das Bild des Gemordeten vor sich sehen. Es zieht ihn übermächtig zu der Mordstelle hin. Er weiß, daß er sich damit verdächtig macht; schlimmer noch: es graut ihm vor dieser Stelle, aber er muß doch hingehen. Etwas, das stärker ist als seine Vernunft und sein Wille, beherrscht ihn, und macht aus seinem Leben eine furchtbare Stätte der Verwüstung." (6)

2

Zeit der Handlung: Pubertät, in der das Mädchen die Lösung aus den Fängen der Familie versucht.
Der Schauplatz: Das Körperfeld der Tochter. Der Kampf findet zwischen Mutter und Tochter statt, da der „namenlose" Vater in den Familien der Magersüchtigen die duale, verschlingende Beziehung nicht sprengen kann. Der schweigende Vater, der sich kränkelnd zurückzieht in die „Totenstarre seines isolierten Daseins" (Adorno) und der lärmende, jähzornige Vater, der seine laute, hilflose Wut gegen die tauben Ohren der Verschworenen richtet, beide vermögen nicht das Begehren der Tochter zu fesseln (7).

Leistungszwang und Sexualfeindlichkeit, Ablehnung von Zärtlichkeit beherrschen Körper und Seele der Familie, die den sinnlichen Körper der Tochter nur als zu fütterndes Loch akzeptieren kann. Dafür spricht, daß viele Magersüchtige vor ihrer Erkrankung sehr dick gewesen sind (8).
In der zunehmenden Selbstvernichtung ihres weiblichen Körpers symbolisiert sich orale Rache und Gehorsam zugleich.
WIDERSTAND gegen eine Gesellschaft, welche die Mädchen und Frauen zur freudigen Selbstopferung aufruft.
Haß gegen die Mutter, die ihren Körper nur im gemeinsamen Akt der Nahrungsaufnahme als lustvoll spüren kann.
Jede Unmutsäußerung des Säuglings dient der Mutter als willkommener Anlaß, sich in der Gebärde des Hineinstopfens zu befriedigen. Bravsein als höchste Tugend wird mit dem Essen erkauft, das als Bestechungsprämie die Gefügigkeit der Tochter hervorlocken soll. Knochige Mütter, die sich rein gar nichts aus Essen machen, oder dicke Mütter überfüttern ihre Töchter, um sie in die Falte ihrer Abhängigkeit einzuschließen.

Allgemein haben Mütter mit neugeborenen Mädchen mehr Schwierigkeiten beim Stillen als mit neugeborenen Jungen. Die Gier des weiblichen Säuglings erzeugt Angst. Erwartet wird: Die Regelmäßigkeit beim Saugen, die Mäßigkeit des Lustgefühls. Das Mädchen soll mit Gewalt zur Doppelgängerin der Mutter gemacht werden, zum Spiegelbild ihres eigenen verlorenen Gesichts. Den frühsten Drill beschreibt Belotti:

„Ich habe mir angesehen, wie bei besonders gierigen, stämmigen neugeborenen Mädchen mit hohem Blutdruck diese Schulung zur Zurückhaltung, zur Sanftheit durchgeführt wurde. Der Mechanismus war folgender: Man bot dem Baby die Brust, bzw. den Sauger der Flasche, auf den sich das Baby mit einer Vehemenz stürzte und anfing zu trinken. Ab und zu wurde dann der Sauger oder die Brustwarze zurückgezogen, indem man ihm die Nasenlöcher zuhielt, sodaß es, um atmen zu können, den Mund öffnen und loslassen mußte. Dann mußte es einen Moment warten, um dann wieder saugen zu dürfen." (9)

Die Gier der weiblichen Säuglinge wird gehemmt, indem die Löcher der Nase verschlossen werden.
Die Mütter von Magersüchtigen ersticken jedes Schreien des Mädchens mit Essen, da es die Wunden der Mutter berührt, die sich ihre Rufe nach einem besseren Leben versagen mußte.
Die Kindesmörderin Marie Farrar (Brecht) erschlägt das schreiende Kind mit beiden Fäusten.

3

An die Stelle eines getrennten Geschlechts der Tochter, das die Mutter fürchtet und begehrt, imaginiert sie das Geschlecht der Tochter als Riesenmund, der ihr gehört. Damit scheint für sie die Trauer, die an die unendlichen Verzichte ihres Lebens mahnt, aufgehoben.
Die Produktion und Verteilung des Essens ist der Nerv ihrer Seele und ihres Lebens, die Ablehnung ihrer Speise durch die Tochter die Kastration ihres Körpers. So dient das Essen während der gemeinsamen Tischmahlzeiten der Inszenierung der Herrschaft über den Körper des Mädchens, das wie die Mutter lernen soll, seine zukünftige Rolle frühzeitig herunterzuschlucken.
Die orale Lust ist damit in ein Prokrustesbett eingepreßt. Den regelmäßigen Zwang zu essen, der Abweichungen nicht duldet, erlebt das Mädchen als Beschneidung des eigenen Begehrens. Bemessung nach der Maßeinheit der Mutter: Friß, damit du innerlich abstirbst und dein Widerstand abgetötet wird.

Dankbarkeit zeige eingedenk der Speisung, des

goldeten dich hübsch, wir fütterten dich gut, wir brachten dir Opfer und doch bist du so undankbar." (10)

4

Auch die späteren Essenszeremonien künden von der Zubereitung des Opfers. Die Blicke der Mutter kreisen über den Mahlzeiten wie der Habicht über seiner Beute.

Die Exerzitien der Macht:

– rede nicht, sondern iß
– iß schneller
– iß, sonst wirst du nicht groß und stark
– du mußt essen, sonst fällst du vom Fleisch
– mach den Mund zu, wenn du ißt
– was i c h dir aufgetan habe, mußt du aufessen
– was d u dir aufgetan hast, mußt du aufessen
– was auf den Tisch kommt, wird bei uns gegessen

Die Ent-mündigung vollzieht sich über den Mund. Die Trennung von Sprechen und Lust (rede nicht, sondern iß), das gewaltsame Tempo (iß schneller), die Todesbefürchtungen (du mußt essen, sonst fällst du vom Fleisch), die Trennung von innen und außen (mach den Mund zu, wenn du ißt), die Angst vor der Vergeudung (was ich/du dir aufgetan habe/hast, mußt du aufessen) bilden das Korsett einer Erziehung zur Entmündigung der eigenen Lust.

Mästung, inszeniert im Käfig der Hexe aus Hänsel und Gretel, steht ein fürs Verschlingen, für die Ver-

Opfers, das deine Mutter dir darbietet. Unverhohlene Wut folgt demjenigen nach, der als Preis für das Opfer nicht das zurückgibt, was verlangt wird. Vom freigesetzten Haß der Chinesen gegen die undankbaren Götter, denen Essen und Trinken geopfert wurde, erzählt Nietzsche. Sie rissen das Bild des Gottes mit Stricken nieder und schleiften es über die Straßen durch Lehm und Düngerhaufen. „Du Hund von einem Geiste, sagen sie, wir ließen dich in einem prächtigen Tempel wohnen, wir ver-

einigung, die im gemeinsamen Essen, dem Abendmahl verwandt, dem Anspruch nach gesetzt ist. Das Essen ist das verweltlichte Abendmahl, bei dem sich die Konsekration, die Verwandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi zwischen Mutter und Tochter vollzieht. Dieser Vereinigung widersteht die magersüchtige Tochter auch noch im Tod. Die Ablehnung der gemeinsamen Tischmahlzeiten, der Einverleibung, erwächst als innere Konsequenz der Abgrenzung von Über-

wachung.

5

Das leidenschaftliche Hungern der Magersüchtigen erweist sich jedoch paradoxerweise auch als Gehorsam der Mutter, den gesellschaftlichen Mächten gegenüber:
die Unterordnung unter das mütterliche Phantasma der asketischen Leistungsideologie als Triebabwehr, Ergänzung des mütterlichen zerstückelten Körpers. Stellvertretend realisiert diese in der Tochter die Wünsche fürs eigene Leben.

Die Magersuchtsfamilien kommen am häufigsten aus der unteren und oberen Mittelschicht, wie eine Untersuchung ergeben hat (11). Die rigide Aufstiegs- und Leistungsideologie der dominanten Mutter oder Großmutter, welche die Familie beherrscht, dient der Verhüllung der eisigen Beziehungen.

„Die Familie war von ärztlicher Seite über Art und Schwere von Irmgards Erkrankung bereits unterrichtet. Dennoch gab es für die Mutter, nachdem sie sich bereits verabschiedet hatte und noch in der Tür stand, nur die Frage, ob die Tochter das Studium wohl werde beenden können." (12)

Dem Leistungsideal dieser Mittelschichtsfamilien liegt das Modell des asketischen Protestantismus zugrunde, der – wie Max Weber gezeigt hat – für die Entwicklung und Organisation des Kapitalismus von entscheidender Bedeutung war. Den lustfeindlichen Leistungsforderungen der Mutter sind die Spuren vergangener asketischer Lebensführung eingegraben. Im Calvinismus dient die asketische Lebensführung (Bescheidenheit, Arbeitssamkeit, Ordnung und Geiz) als System „gesteigerter Werkheiligkeit" (M. Weber) der strengen Gnadenwahl Gottes, der sich durch rastlosen Erfolg im Beruf anzunähern ist.

„Die guten Werke sind zwar kein Mittel zum Erlangen des Heils, aber sie sind dennoch unentbehrlich als Beweis des tatsächlich erlangten Heils." (13)

Mit der christlichen Askese katholischer Prägung hat er die Suprematie der Selbstbeherrschung über die Sinne gemeinsam. In der Maßlosigkeit wird der Mensch der Selbstvergötzung, der Idolatrie überantwortet und ist dem Tode verfallen. In der Hybris des Menschen über Gott erwacht die Erinnerung an die Erbsünde, die Kränkung Gottes. Das religiöse Ideal der Askese, dem Hungern der Magersüchtigen ähnlich, wirkt die Gewalt gegen die Widerkehr der unstillbaren Genußsucht.
Bei Augustinus heißt es:

„Was mich in Furcht setzt, ist nicht Unreinheit des Fleischgenusses, sondern die Unreinheit der Genußgier ... so hat sich auch das Volk in der Wüste Strafe nicht deshalb zugezogen, weil es nach Fleisch begehrte, sondern weil es in der Begier nach Speise murrte wider den Herrn." (14)

Die Begierde des Menschen, die kein Maß kennt, ist der schmutzige Abfall von Gott.

„Wandelt im Geist, so werdet ihr die Lüste des Fleisches nicht vollbringen. Denn das Fleisch streitet wider den Geist und der Geist wider das Fleisch; dieselben sind widereinander, daß ihr nicht tut, was ihr wollt ... welche aber Jesus Christus angehören, die haben ihr Fleisch gekreuzigt samt den Lüsten und Begierden." (15)

In den Familien der Magersüchtigen bleiben die asketischen Tugenden ihrer Struktur nach erhalten, ihrem Bezug auf die Transzendenz aber entkleidet. Ihrem ursprünglichen Sinnzusammenhang entrissen, gerinnen sie der Lobpreisung Gottes zum Herrschaftsinstrument, das die Ekstase mittelalterlicher und pietistischer Askese in Zuständen religiöser Verzückung unterbindet. Die Magersüchtige vollzieht die Abtötung der Sinnenlust im wörtlichen Sinn, um nicht Gott Vater, sondern der Mutter zu gehören, der sie ohnmächtig widersteht: die Opferung ihres Körpers, die Spaltung in geistlosen Körper und körperlosen Geist. Eine Spaltung unter Ausschluß ihrer Spalte. Damit schreibt sich die Magersucht als tödliche Konsequenz in die Tradition von Puritanismus und Aufklärung ein und revoltiert hilflos gegen diese, gefangen in ihren Netzen: Dialektik der Aufklärung.

„Was dem Maß von Berechenbarkeit und Nützlichkeit sich nicht fügen will, gilt der Aufklärung für verdächtig." (16)

Die Selbstverzehrung der Magersüchtigen ist – im Gegensatz zur rationalen Askese des Calvinismus – die Auflehnung gegen das Maß, den Nutzen einer am Produktionswahn und nicht an der genußvollen Verausgabung orientierten Gesellschaft. Die Verspeisung des eigenen Körpers als Reinigung und Rausch der Selbstbegegnung drückt sich in der Herkunft des Wortes Kasteiung aus, das von lat. castus = rein kommt.

Der Einverleibung durch die Mutter kann sich die Tochter nur erwehren, indem sie die tödliche Umklammerung sprengt. Der Mord an dem Körper der Mutter, der ihr Leib ist, verweist auf das verzweifelte Begehren, sich selbst zu retten, indem sie sich abführt.

Der Glaube an die Allmacht des eigenen Intellekts und Willens, „dem Inbegriff der Macht und des Kommandos“ (Adorno) erscheint als Weg, sich selbst als einheitliches Subjekt zu setzen, das über sich verfügt und sich berechnen läßt. Das Symptom der verzerrten Wahrnehmung des ausgemergelten, sterbenden Körpers, der als gesund imaginiert wird, zeugt von der imaginären Reokkupation des enteigneten Körpers.

„Wie in eine Blase eingeschlossen“ (17), die Chiffre für die Phantasmagorie der Verschmelzung, aus der es kein Entkommen gibt, es sei denn durch Gewalt. Du oder ich. Viele der Mütter erkrankten, als die Töchter dicker wurden. Verstrickt in die Umgarnungen der Familie vernichtet sich die Magersüchtige aus Hunger nach einem Körper, der nicht nach der Art des Vaters und der Mutter beschaffen ist.

Die Magersüchtigen sind jenem vom Physiologus beschriebenen Ameisenlöwen zu vergleichen, der keine Speise zu sich nehmen kann.

„Der Physiologus sagt, dieser habe das Antlitz des Löwen und das Hinterteil der Ameise. Sein Vater ist ein Fleischfresser, aber seine Mutter verzehrt Spelzen. So sie nun miteinander den Ameisenlöwen zeugen, zeugen sie ihn als ein Wesen von zweierlei Art; und er kann nicht Fleisch fressen wegen der Art seiner Mutter und nicht Spelzen wegen der Art seines Vaters. So geht er denn zu grunde, daß er keine Nahrung hat.“ (18)

Heidi von Plato

Anmerkungen

1 E. Moersch, Über die psychoanalytische Behandlung einer Patientin mit Pubertätsmagersucht (Anorexia nervosa), in: K. Brede (Hrsg.), Einführung in die psychoanalytische Medizin, Frankfurt 1974, S. 185
2 L. Binswanger, Schizophrenie, Pfullingen 1957, S. 168
3 R. Barthes, Die Lust am Text, Frankfurt 1974, S. 62
4 L. Binswanger, Ebenda, S. 155
5 L. Binswanger, Ebenda, S. 57 ff.
6 L. Binswanger, Ebenda, S. 80
7 W. Bräutigam u. P. Christian, Psychosomatische Medizin, Stuttgart 1973, S. 252
8 Ebenda, S. 249
9 E. G. Belotti, Was geschieht mit kleinen Mädchen, München 1975, S. 28
10 F. Nietzsche, Werke Bd. II, Stuttgart 1921, S. 124
11 E. Sperling u. A. Massing, Besonderheiten in der Behandlung der Magersuchtsfamilie, in: Psyche, 26,5, 1972
12 E. Moersch, Ebenda, S. 177
13 G. Bataille, Die Aufhebung der Ökonomie, München 1975, S. 158. Siehe auch M. Weber, Die protestantische Ethik I, Hamburg 1975, O. Zöckler, Kritische Geschichte der Askese, Frankfurt 1863
14 Augustinus, Bekenntnisse, Frankfurt 1961, S. 198
15 Bibel, Der Brief des Paulus an die Galater, 5, 16 - 24
16 M. Horkheimer u. Th. W. Adorno, Dialektik der Aufklärung, Lichtenstein 1955, S. 16
17 E. Moersch, Ebenda, S. 174
18 Physiologus, Zürich u. Stuttgart 1967, S. 20

Königsberger Klopse

I

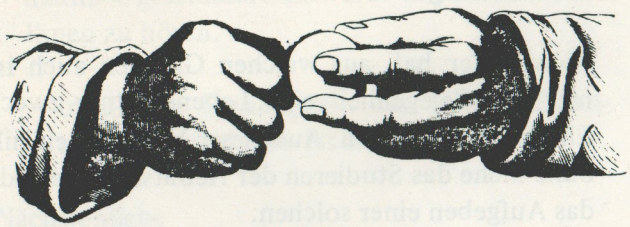
500 g gehacktes Rind- und Fleisch vom Schweine	40 g Butter
1 Semmel	40 g Mehl
1 Eiweiß	1/2 l fette Brühe
1 Zwiebel	1 Eßlöffel Kapern
1/2 Salzhering	1 Teelöffel Citronensaft
1 Prise Salz, Pfeffer	1 Eigelb

Aus dem gehackten Fleisch, der eingeweichten Semmel, dem Eigelb, der Zwiebel und dem gleichermaßen feingehackten Hering wird ein Teig hergestellt, mit Pfeffer, evtl. mit Salz abgeschmeckt und zu mittelgroßen Kugeln geformt. Aus Butter, Mehl und Brühe macht man eine helle Soße und läßt die Klöße darin 15 Minuten ziehen. Danach die Soße mit Kapern und Citronensaft abschmekken.

DIE NOTWENDIGKEIT DER ALLGEMEINEN BEISTIMMUNG, DIE IN EINEM GESCHMACKSURTEIL GEDACHT WIRD, IST EINE SUBJEKTIVE NOTWENDIGKEIT, DIE UNTER DER VORAUSSETZUNG EINES GEMEINSINNS ALS OBJEKTIV VORGESTELLT WIRD 1)

„Was das Interesse der Neigung beim Angenehmen betrifft, so sagt jedermann: Hunger ist der beste Koch, und Leuten von gesundem Appetit schmeckt alles, was nur eßbar ist; mithin beweiset ein solches Wohlgefallen keine Wahl nach Geschmack. Nur wenn das Bedürfnis befriedigt ist, kann man unterscheiden, wer unter vielen Geschmack habe, oder nicht. Eben so gibt es Sitten (Konduite) ohne Tugend, Höflichkeit ohne Wohlwollen, Anständigkeit ohne Ehrbarkeit u.s.w. Denn wo das sittliche Gesetz spricht, da gibt es, objek-

tiv, weiter keine freie Wahl in Ansehung dessen, was zu tun sei; und Geschmack in seiner Aufführung zeigen ist etwas ganz anderes, als seine moralische Denkungsart äußern: denn diese enthält ein Gebot und bringt ein Bedürfnis hervor, da hingegen der sittliche Geschmack mit den Gegenständen des Wohlgefallens nur spielt, ohne sich an eines zu hängen." 2)



Ick sitze da und esse Klops.
Uff eenmal kloppts.
Ick kieke, staune,wundre mir,
uff eenmal jeht se uff, de Tür.
Nanu, denk' ick, ick denk' nanu,
jetzt isse uff, erst war se zu.
Ick jeh' raus und kieke,
und wer steht draußen? Icke.

Das Öffnen der Tür gibt den Blick frei auf die profane Offenbarung der Öffentlichkeit, die von draußen eindringt in das, was drinnen nicht ohne Kontrolle geschehen darf. Die öffentliche Moral und der öffentliche Geschmack haben auch im Hause tüchtig zu walten, was durch die Verinnerlichung der jeweiligen Kategorien am gründlichsten zu bewältigen ist.

Die Irrationalität des guten Geschmacksurteils läßt sich statt anhand gesellschaftlicher Kalküle viel besser durch jene Naturgegebenheit erklären, die den guten Geschmack aus den unerrechenbaren und unerklärlichen Tiefen des Seelenlebens emporkommen läßt.

Der gute Geschmack ist niemals zeitlos, vielleicht ist das der Grund dafür, daß es den Begriff „geschmacklos schön" nicht gibt. Die Zeit geht mitleidlos über die Ansprüche der Moral und des Geschmacks hinweg. Die Echtheit der ihnen zugeordneten Empfindungen braucht nicht nur um ein paar Jahre zu altern, und schon glaubt man ihr nicht mehr.

Dennoch kann sowohl dem Geschmack als auch der Moral die Berechtigung auf ewigen Wert nicht abgesprochen werden, insofern als die Gegenstände, Personen, Ereignisse und Umgangsformen auf die sie sich jeweils beziehen, unbegrenzt austauschbar sind. Der Austausch findet immer dann statt, wenn sich soziale und politische Verhältnisse verändern und da solche Veränderungen in der Regel eine allgemeine Verschlechterung der Lebensmöglichkeiten mit sich führen, so ist die Neuerung moralischer und geschmacklicher Kategorien zugleich scheinbar progressiv und geeignet, das eigentliche Elend zu verschleiern. Die Gestaltung der häuslichen Umgebung, des Arbeitsplatzes u.s.w. wird zum lebensfüllenden Ersatz für den weitgehenden Mangel an Gestaltungsmöglichkeiten der eigenen Existenz. Der „moderne" Mensch gewinnt so die Vorstellung, seine historische Existenz zu beherrschen, indem er sich mit all jenen Dingen umgibt, die „Veränderung" und „Veränderbarkeit" repräsentieren.

Die Grundpfeiler, auf denen die moderne Gesellschaft immer noch ruht, sind Ehe, Familie, Ruhe und Ordnung, um welche Geschmack, Moral und Sitten sich gruppieren wie Gartenzwerge um Blumenrabatten.

II. Gepflegter Mensch

Was krank ist, will gepflegt werden, so auch der gute Geschmack. Hierbei wird er zum gepflegten Geschmack, welcher wiederum denjenigen, der ihn sein eigen nennen kann, als gepflegten Menschen ausgibt.

Gepflegt wird durch die stumpfsinnige Bewunderung der sixtinischen Kapelle, das Arrangieren von Usambara-Veilchen in Kupfergefäßen, das zum Anzug passende Krawattenmuster und die Lavendeldufttablette fürs WC.

Darüber hinaus gibt es mannigfaltige Belehrungen über die Art und Weise, wie man zu einer korrekten Erscheinung werden kann. Auf einige dieser unumgänglichen Wegweiser soll hier eingegangen werden.

Bücher

Es soll hier nur von den Büchern an sich die Rede

sein und nicht von ihren Inhalten (siehe unter Allgemeinbildung).

Bücher erweisen sich in vielen Lebenslagen als praktische Helfer und füllen darüber hinaus unsere Mußestunden auf wertvolle Weise aus. Zweifellos sind Bücher also ein unentbehrlicher Besitz, den man gut verwahrt. Durch ihre bunten Einbände tragen sie zur farblichen Belebung der Wände bei und verleihen dem Wohnraum so eine gemütliche und doch anspruchsvolle Atmosphäre.

Kleine in die Bücherlücken gestellte Kunstgegenstände oder Töpfe mit rankenden Pflanzen, passen nicht nur gut dazu, sie geben auch einer gewissen Verehrung Ausdruck, die der Inhaber den Büchern gegenüber zollt. Ordnung im Bücherregal muß sein. Es empfiehlt sich weniger, die Bücher nach den Farben ihrer Einbände zu ordnen, als vielmehr nach Größe oder Breite, letztendlich ist das jedoch dem individuellen Geschmack überlassen.

Was das Schenken von Büchern angeht, so läßt man sich am sichersten vom Verkäufer des Buchladens beraten. Sehr persönlich ist eine Widmung, die man auf dem ersten freien Blatt des Buches unterbringt, etwa: „Zur Erinnerung an die schöne Studienzeit" (Datum, Ort, Unterschrift).

Alles in allem kann nur empfohlen werden, die Bücher mit Gewinn zu lesen, denn sie vergrößern unser geistiges Eigentum.

Körperpflege

Die sorgfältige Körperpflege beginnt bereits am Morgen, mit einem Duschbad und einer Rasur für den Herrn und mit einem Duschbad und einem einfachen Make-up für die Dame. Abends vor dem Schlafengehen ist das Putzen der Zähne nicht zu vergessen.

Daß man tagsüber, sei es nun im Büro oder im Restaurant, sein Äußeres gelegentlich etwas auffrischt, ist für die Dame selbstverständlich.

Kleidung

Die Kleidung wird nicht zu unrecht als Spiegelbild des inneren Menschen bezeichnet. Wer gut und geschmackvoll, sauber und tadellos gekleidet ist, kann sich allgemeiner Achtung und Beliebtheit erfreuen. Es ist angeraten, zu den entsprechenden Anlässen sich entsprechend zu kleiden, zum Picknick trägt man z. B. keinen Gesellschaftsanzug, und zur Oper geht man nicht in Wanderschuhen, das würde die feierliche Stimmung und das Geschmacksgefühl anderer Menschen stören.

Heiratsanzeige

Nicht jeder hat, aus welchen Gründen auch immer, die Gelegenheit, eine Lebenspartner zwecks Ehe kennenzulernen. Aus dieser Verlegenheit hilft ohne Mühe das Studieren der Heiratsanzeigen oder das Aufgeben einer solchen.

Wie soll nun eine Antwort auf eine Anzeige abgefaßt werden? Z.B. lesen wir folgende Anzeige:

> Akademiker, Mittvierziger mit Eigenheim und in guter Stellung, vielseitige geistige Interessen, (Musik, Literatur, bildende Kunst u.s.w.), sucht geistvolle, humorvolle und selbständige Dame zwecks echter ehelicher Partnerschaft. Zuschriften unter dem Kennwort „Akademiker" an . . .

Es soll hier eine Anregung gegeben werden, wie man möglichst diskret die persönlichen Umstände und Interessen in einem Antwortbrief zusammenfaßt:

> Sehr geehrter Herr Doktor!
>
> Ihre Anzeige hat meine Aufmerksamkeit erregt, weil Ihre Angaben meinen eigenen Wünschen sehr entsprechen.
>
> Vor 14 Tagen habe ich mein 31. Lebensjahr vollendet, bin 1,68 groß, mittelschlank und, wie Sie dem beigelegten Foto entnehmen können, nicht gerade unansehnlich.
>
> Über meine persönlichen Neigungen läßt sich folgendes sagen: Ebenso wie Sie, liebe ich Musik und gute Bücher, gelegentlich besuche ich Theaterstücke oder mache ausgedehnte Wanderungen. Ich liebe Geselligkeiten im kleinen Kreise, und meine behaupten zu können, daß ich über einen guten Geschmack verfüge. Darüber hinaus bin ich eine leidenschaftliche Köchin

und Hobby-Malerin. Meine wirtschaftlichen Verhältnisse sind geregelt, ich verfüge über ein bescheidenes Vermögen (15.000,–) welches mir meine Mutter hinterlassen hat. Beruflich bin ich Beamtin (bei der LVA), ledig und bewohne eine 2-Zimmer Wohnung, zusammen mit meinem Wellensittich „Bubi".

Damit habe ich, wenigstens in großen Zügen, meine persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse geschildert. Es würde mich freuen, von Ihnen zu hören.

In diesem Sinne grüße ich Sie unbekannterweise und danke für Ihre Diskretion.

Nächstenliebe

In unseren Tagen sind seelische Nöte viel häufiger anzutreffen als wirtschaftliche. Menschen mit seelischem Kummer fallen einem gewöhnlich durch ihr stilles und bleiches Aussehen auf. Durch liebevolles Verhalten und kleine Aufmerksamkeiten wird man sich bald das Vertrauen eines solchen Menschen erworben haben und damit die Ursache seiner Probleme erfahren, seien es nun Liebeskummer oder familiäre Sorgen. Hier muß man dann ernsthaft versuchen zu helfen und einzugreifen und zwar unter Zurückstellung der momentanen persönlichen Interessen und Gewohnheiten. Das Helfen muß sehr behutsam geschehen, z. B. kann ein gemeinsamer Spaziergang vorgeschlagen werden, ein gemeinsames Essen oder es kann ein Gespräch über Literatur oder Kunst angefangen werden, was dann allmählich das Vertrauensverhältnis zwischen der verzweifelten Person und der Helferin vertieft. Eine Aussprache von Mensch zu Mensch kann Wunder wirken, trösten und aufrichten. Eine solche Hilfe aus Nächstenliebe sollte aber niemals übertrieben sein, sonst fühlt sich entweder der Getröstete von ständigen Aufmerksamkeiten überschüttet, oder aber es tritt die Situation ein, daß derjenige, welcher sich helfend angeboten hat, plötzlich mit Haut und Haaren verschlungen wird, bis es am Ende dem ehemals Verzweifelten blendend geht, und der Helfer vollkommen ausgelaugt zurückbleibt.

Ordnung

Die Ordnung im eigenen Heim, am Arbeitsplatz und im sozialen Leben ist ein unverzichtbarer Faktor unseres Alltags. Die geordneten persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse erleichtern das Leben und machen uns sympathisch. Die Ordnung im Verhältnis zu anderen Menschen, die ordnungsliebende Verhaltensweise der Obrigkeit und dem Staat gegenüber und schließlich die Ordnung der Gedanken und Entschlüsse zeichnet einen reifen Menschen mit guten Charaktereigenschaften aus.

Der schön gedeckte Tisch

Er erfordert, um ihn in seiner Vollendung zu arrangieren, vor allem einen guten Geschmack. Jede Frau, die mit Liebe ihren Tisch mehrere Male am Tage deckt, weiß, was eine saubere Tischdeck für den Tisch bedeutet. Und nun die Gedecke! Sie müssen natürlich in korrektem Abstand zueinander ordentlich aufgestellt werden (Abstand von der Tischkante etwa 2 cm). Danach die Bestecke, Messer rechts, Gabeln links neben den Teller, die Gläser haben rechts zu stehen.

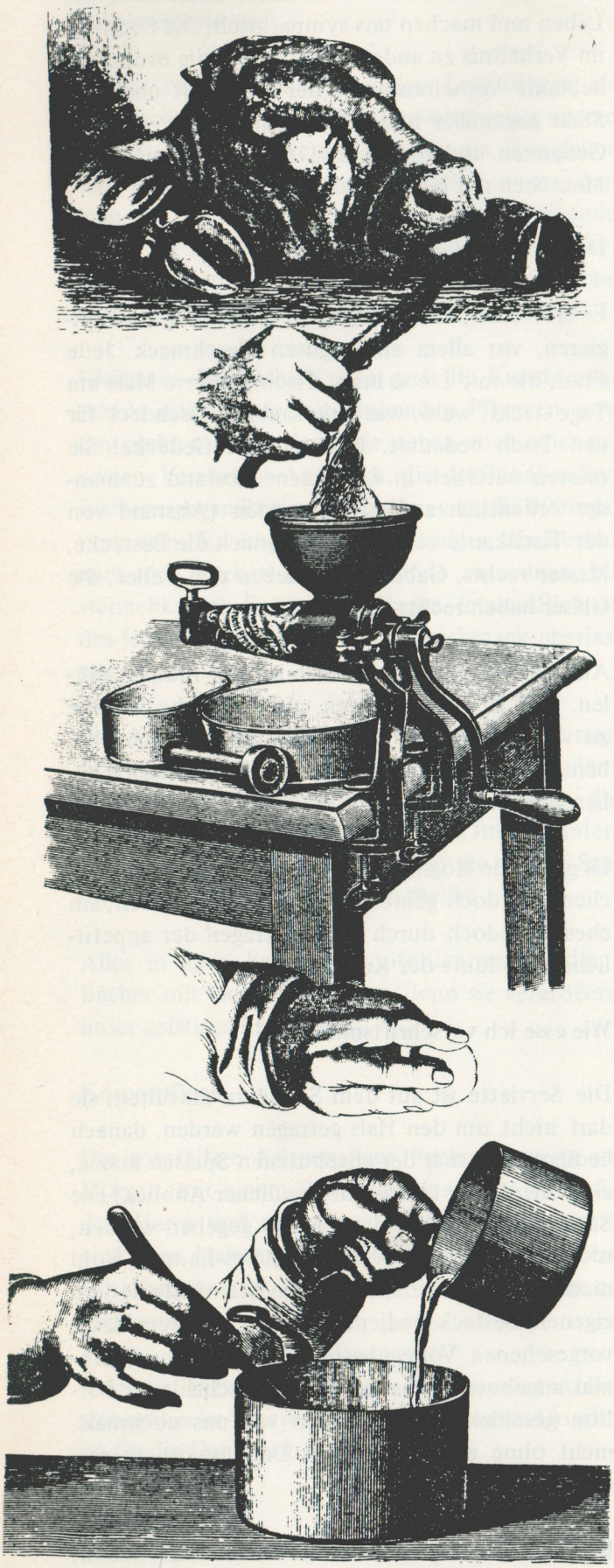
Auf keinem gedeckten Tisch sollten Blumen fehlen. Hier ist zu emfpehlen, nicht zu hohe Sträuße zu verwenden, der Tisch muß übersichtlich bleiben, damit die Versammelten sich gegenseitig sehen können.

Es gibt viele Möglichkeiten, dem Tisch einen festlichen und doch gemütlichen Akzent zu geben, am ehesten jedoch durch das Auftragen der appetitlichen Produkte der Kochkunst.

Wie esse ich vorschriftsmäßig?

Die Serviette ist auf dem Schoß zu entfalten, sie darf nicht um den Hals getragen werden, danach bedient man sich der angebotenen Speisen mäßig, ein voller Teller ist ein unerfreulicher Anblick! Die Soße darf nur über das Fleisch gegeben werden, nicht über Kartoffeln und Gemüse. Es muß wohl nicht erwähnt werden, daß man sich nicht mit dem eigenen Besteck bedient, sondern mit dem dafür vorgesehenen Vorlegebesteck. Wird uns noch einmal angeboten (was sicher bei bescheidener Portion geschieht), so bedienen wir uns nochmals, nicht ohne ein freundliches Dankeswort zu vergessen.

Beim Kauen ist der Mund geschlossen zu halten, Schmatzen und Schlürfen zeugen von sehr schlechter Erziehung.



Noch einige Ratschläge für den Umgang mit verschiedenen Gerichten: Kartoffeln, Fisch, Klöße, Eier, Spargel und Spaghetti dürfen nicht mit dem Messer gegessen werden.

III. Betrachtungen über das zermalmte Leben: am Beispiel des Königsberger Klopses

Eine hervorragende Erfindung zur rasanten Zerstörung lebensähnlicher Natur ist der Fleischwolf, er trägt seinen Namen zu Unrecht, denn er darf nichts von dem, was er frißt, für sich behalten.

Der Fleischwolf ist ein Kulturdenkmal westlicher Zivilisation. Er wird festgeschraubt zwischen dem blutenden Opfer roher Gewalt rechts von ihm, und links von ihm erfährt die aus ihm dringende Schweinelende ihre kulturelle Neugeburt. Der Fleischwolf hat das Kauen des Rohen übernehmen müssen.

Es könnte der Eindruck entstehen, diese Art der Zermalmung sei eine Verfeinerung, bei genauer Überlegung ist es jedoch deutlich, daß jener plumpen Masse jegliche Grazie abgeht (etwa die eines Schweineschenkels).

Die Schamlosigkeit, mit der dem getöteten Tier Gewalt angetan wird bei der Verformung seines Leibes in zahllose Kugeln, ist nicht nur ein Verbrechen an der natürlichen Schönheit sondern auch an den gesamten menschlichen Sinnen.

Dem Ohr wird das Geräusch bratenden Fleisches versagt, dem Auge die Wahrnehmung der Farbe, der Nase der Geruch des Fleisches, den Händen das Betasten der Muskulatur und der Zunge der Genuß des Geschmacks. Das Wort Klops leitet sich von dem Begriff des Schlagens ab, und insofern das Schlagen schon immer gut gegen Sinnlichkeit war, hat man in Preußen auch erst essen dürfen, nachdem dem Fleisch der Tiere jegliche Sinnlichkeit mit Eifer ausgetrieben war.

Der Weg, den das Fleisch bis zu seiner Klopswerdung zu gehen hat, ist entbehrungsreich. Nachdem es also vorgeschnitten, vorgekaut und formvollendet gekocht wird, gelangt es mittels vorgeschriebener Instrumente in den Mund. Dort wird es ohne Mühe von den Zähnen auf die Zunge geschoben, verweilt dort einen Augenblick in der Hoffnung, Geschmack abzusondern, wird aber

bald darauf verschluckt und vom Magen, wenig bearbeitet, den Windungen des Darmes übergeben, in dem es dann träge dahingleitet um später, diesmal in länglicher Form, in eines jener Porzellangefäße zu plumpsen, denen sich die Blicke gern entziehen.

Die Auferstehung des Königsberger Klopses zeigt ihn als einen, der sich auf seinem langen Leidensweg nicht wesentlich verschlechtert hat.

Die Neigung der Preußen, sich mit Kugeln Geltung zu verschaffen, hat 1759, gerade als Friedrich II. die Schlacht gegen die Russen und Österreicher bei Kunersdorf verlor, den Königsberger Klops hervorgebracht.

Leider muß aber gesagt werden, daß die Erfindung des Klopses keine preußische ist, sondern aus Asien und dem Orient stammt. Allerdings mögen die Absichten der Tartaren andere gewesen sein als die der Erfinder der Fleischwölfe, ebenso wie Königsberger Sattler in der Bearbeitung der Häute von Spalthufern weitaus origineller waren, als die Königsberger Klopsformer, welche den unbehäuteten Rest der Tiere übel zurichteten.

Der Königsberger Klops hat vor über 200 Jahren seinen Eroberungsfeldzug um den Erdball angetreten, er hat die Schwelle, welche die Barbarei von der Kultur trennt, mittels des Fleischwolfes überschritten und steht uns in seiner sinnlosen Einfalt jederzeit zur Verfügung. Er erringt sich viele Anhänger, die mit ihm im Magen immer noch einen einfachen Salto morale vorschriftsmäßig ausführen.

Das gemütvolle Heiligtum friedlicher Wissenschaften der Ästhetik hat bisher noch keinem der hier beschriebenen Gegenstände auf seinen Altären gehuldigt, was sicherlich weniger aus Vergeßlichkeit, als vielmehr aus der Verkennung der Gegenstände zu begründen ist.

Noch ein Letztes: Königsberger Klopse dürfen niemals mit dem Messer zerteilt werden oder geschnitten werden, man bediene sich zweier Gabeln, wobei man diejenige, welche von der rechten Hand bedient wird, alleine zum Munde führt.

1) Kant, Immanuel: Werke in sechs Bänden, Hrsg. von W. Weischedel, Band V. S. 322; „Kritik der ästhetischen Urteilskraft" Darmstadt 1966

2) ebd., S. 287 f.

Glaskonserven

An grauen Sonntagen und in der Dämmerung des Abends steigen Scharen von bürgerlichen und kleinbürgerlichen (die geneigte Leserin möge es sich aussuchen) Familien aus ihren Wohnungen hinab auf die Straße und nähern sich eher beiläufig den erleuchteten Schaufenstern der Läden und Warenhäuser. Sie nennen ihren vergnügungssüchtigen Schlendergang Schaufensterbummel. Die Waren räkeln sich in gleißender oder dezenter Beleuchtung, doch die Verführung zum Kauf ist hinter geschlossene und vergitterte Ladentüren gebannt. Was laut nach einem Besitzer schreit, kann nun ohne Gefahr mit den Augen gestreichelt und verschlungen werden. Die Strategie der Werbung wird durch den Bummel nach Ladenschluß überlistet, und die Kostenlosigkeit des Spektakels ist sicherlich eine Erklärung für diese Art Volkssport.

In Licht getaucht sind die Szenerien auf den geräumigen Bühnen der großen Schaufenster der Warenhäuser. Dort triumphiert das Ensemble. Es bieten sich, je nach Saison, die verschiedensten Bilder jener Alltäglichkeit dar, die man Freizeit nennt. In modische Skianzüge verpackte Puppen mit ebenso modischen Skiern in den unbewegten Armen balancieren im Winter auf imaginären Pisten. Kinder mit roten Backen und gläsern leuchtenden Augen ziehen Schlitten durch unberührten Styroporschnee. Im Fenster daneben weckt der Après-Ski mit rustikaler Möblierung Sehnsüchte nach Intimitäten auf der Alm. Während in den Straßen noch dreckiger Schneematsch sich häuft, verheißen die Schaufenster in üppig künstlicher Blumenpracht und mit leichterer Bekleidung die sichere Ankunft des Frühlings. Mit zunehmender Wärme

wechselt das Bild und die Agenten der Saison tummeln sich in Badeanzügen und mit Schwimmreifen vor plakatierten Sonnenstränden. Wenn der Blick durch das Fenster hinein in die Welt der Ansichtskarten geht, naht die Urlaubszeit. Glitzernde Theater- und Ballroben künden den Herbst an. Während diese Zeit im Bewußtsein der Personen nur noch brüchig vorhanden ist, feiert sie dort hinter den Gläsern die rauschendsten Feste. Auch einem trüben, dunstigen Herbst werden noch melancholisch schöne Züge abgetrotzt. Die Blätter, die im Fenster fallen, erglänzen noch lange in lauteren Ölfarben, suggerieren immer noch ein unverhofftes Gelb, Rot oder Braun, während sie auf dem Pflaster schon in schmierige Verwesung übergehen. Und so rundet sich das Jahr, aufgelockert noch von den traditionellen Festen, wie Ostern, wenn ganze Armeen von Schokoladehasen aufmarschieren, oder Weihnachten, wenn Acryl-Tannenbäume im Neon-Lichterglanz erstrahlen und sich die Puppen den lieben, weißhaarigen Weihnachtsmann übergezogen haben, oder Fasching, wenn Smoking und Zylinder eine vergangene Gesellschaft heraufbeschwören. Der Zyklus der Jahreszeiten, aus der gleichförmigen „Alltags-Zeit" verdrängt, hat sich in den Schaufenstern konserviert. Der Mythos von „natürlichen", d. h. organisch heilen Zeitläuften feiert fröhliche Auferstehung. Wenn auch die Temperaturen durcheinandergeraten, es im Mai noch schneit und der Sommer einem regnerischen November ähnelt, wenn auch die Arbeitsabläufe am Fließband und im Büro diesen Mythos zerstückelt haben, ein Blick ins Schaufenster erinnert an die Rituale einer verlorenen Zeit.

Die Läden mit kleinen Fenstern bieten ihre Waren auf unterschiedliche Weise feil. In den einen häufen und türmen sie sich und lassen kein Fleckchen frei. Pullover stapeln sich, die nur in den Farben variieren, Röcke und Hosen verhängen die Sicht, Hemden und Strümpfe fächern sich zu raumfressenden Paletten auf. Es wird Reichtum und Vielfalt vorgetäuscht, die nicht vorhanden sind.

In den anderen kommen die kostbaren Stücke in einem „großzügigen" Rahmen zur Geltung. Dort wird verschwenderisch mit dem umgegangen, was am teuersten ist: dem leeren Raum, dessen Wände mit Brokat und Samt bespannt sind. Ihn füllt Exclusivität und Eleganz.

Sogenannte Fachgeschäfte, wie Werkzeugläden, haben eine Dramaturgie, die sich nur dem Kenner vollständig erschließt. Zwar ist die Masse der speziellen Gebrauchsgüter schon längst ins Dunkel der hermetisch abgeschlossenen Industrie-, Messe- und Großhandelshallen gedrängt worden, aber es gibt noch etliche kleine Läden, die mit Fenstern operieren. In ihnen wird Auskunft über das Produkt gegeben. Ein Geschäft, in dem nur Bürsten verkauft werden, gibt allein schon durch die Auslage über das Universum der Bürsten Bescheid. Entscheidend ist dort nicht so sehr das Arrangement, sondern die Variationsbreite des Produkts. Manchmal allerdings sieht man eine Vielfalt von Messern, Scheren, Feilen sich strahlenförmig durch einen Kunststoffkopf bohren. Doch das sind Fehltritte dieser sonst so seriösen Branche.

Die kleinsten Läden, die Boutiquen, treiben die Transparenz oft so weit, daß Fenster und Verkaufsraum ineins fließen. Der Blick dringt dort in entferntere Winkel, aus denen ein paillettenbestickter Schuh, eine silberne Gürtelschnalle oder eine Federboa hervorlugen.

Die Perspektive eines Möbelgeschäfts wird eben-

falls durch die Tiefe des Schaufensters bestimmt. Sie gewähren Einblick in Stuben, die zugleich fremd und vertraut sind. Der Bummler, just einer solchen entstiegen, ergreift mit dem Blick Besitz von Eßzimmern und Küchen, macht sich in Schlaf- und Wohnzimmern breit. Er bricht ein in Wohnungen, die ihm durch das Fenster fremd geworden sind.

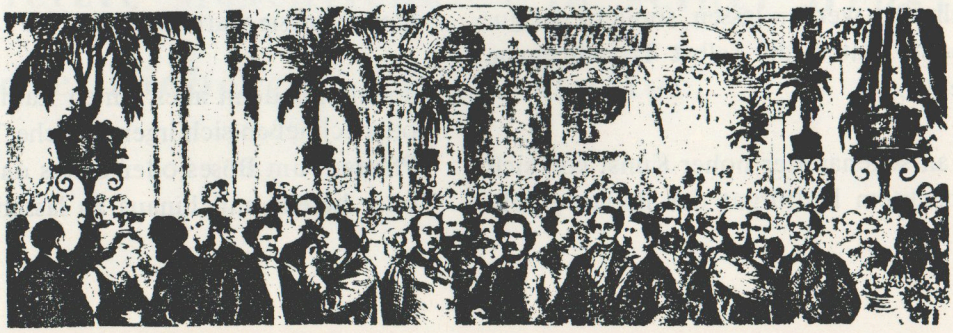
Das Zentrum dieser Welt der Schaufenster aber bilden die „lebensgroßen" Puppen. Sie sind das erstarrte Idealbild eines Zeitgeschmacks. Während in den fünfziger Jahren ihre Konturen verschwommener und fülliger waren, sie eine gewisse Beleibtheit präsentierten (man bedenke die Nachkriegszeit), zeigten sie mit zunehmendem Wohlstand den Hang zur Magersüchtigkeit und deutlicheren Körperlichkeit. Unter dünneren Stoffen schimmern muskulöse Arme, Beine und erigierte Brustwarzen. Die weiblichen Puppen sind ewig jung und zeigen keinerlei Anzeichen des Alterns, während es unter den männlichen schon ab und zu ältere Herren mit graumelierten Schläfen gibt. (Die Gründe dieser Erscheinung liegen ja für eine frauenbewegte Leserin auf der Hand, deshalb verzichte ich auf eine weitere Erklärung.) Doch allen gemeinsam ist eine eigentümliche in Gips erstarrte Bewegung. Sie spreizen in atemberaubender Geschicklichkeit Hände und Finger, schieben Hüften vor und Schultern zurück, krümmen ihre Arme und Beine zu unglaublichen Stellungen. Frei von jeder statischen Gesetzmäßigkeit beugen und strecken sie sich, sitzen und stehen sie in ausgeklügelten Posen, ohne auch nur mit ihren superlangen, verleimten Wimpern zu zucken. Der Raum des Schaufensters ist ein schwereloser Raum. Die dort eingefangenen exaltierten Bewegungen gleichen denen herabstürzender Leiber aus einem barocken Kirchenhimmel und die Fingerhaltung ist dem verlorengegangenen Gestenspiel der Madonnen, Engel und Putten alter Gemälde nachgeahmt. Aber die Puppen beherrschen nicht nur ihren Körper, sondern in ebenso vollendeter Weise ihr Gesicht. Sie zaubern ein Lächeln oder ein herzhaftes Lachen hervor, ohne die geringste Faltentätigkeit. Doch sind dies schon gewagte Gesichtsverzerrungen. Meist ist ihr Ausdruck vornehm ernst, wenn auch nicht unfreundlich. Der Versuch eines Puppenherstellers humorig-lustige Figuren in diese seriöse Gesellschaft zu schmuggeln, mißlang gründlich. Denn wer versteht schon den Spaß eines Puppenherstellers.

Einem konservativen Traditionalismus scheinen die Gestalten in den Schaufenstern zu folgen, dem – angesichts einer Puppe, die durch die mordlüsternen Hände eines Künstlers gegangen ist, die in ihre Bestandteile zerfetzt und fremdartig wieder zusammengesetzt wurde, wie z. B. die Puppe von Bellmer – der Charme des Anachronismus anhaftet.

So erschließt sich dem Bummler das Schaufenster als Landschaft mit wechselnden Jahreszeiten, als Kosmos der Objekte, als Abbild seines eigenen soziologischen Umkreises und als Spiegelung seiner idealen Identität. Sein abendlicher Lustwandel ähnelt dem Müßiggang des Flaneurs. Die Lust beider ist eine voyeuristische. Doch der Flaneur konkretisiert das Abstraktum Stadt in seinen archäologischen Schichten. Er stattet das Gesehene mit seiner Phantasie aus und schenkt ihm Dasein nur durch seinen Blick. Nicht zufällig ist der Flaneur eine Erfindung der Literatur. Die Motivation des Schaufensterbummlers hingegen ist nicht das Gefallen am Ephemeren, das in der Phantasie sich zum Ganzen fügt, sondern das kostenlose Besitzenwollen der Ware, der er verfallen ist. Für ihn ist wichtig die Nähe und gleichzeitige anonyme Distanz, mit der er ihr durch den Blick zu Leibe rücken kann. Er ist der Dieb, der mit den Augen stiehlt. Und so kehrt Däumling mit seiner Beute zurück nach Hause, die er den Riesen der Werbeagenturen, den Antreibern der Kauflust heute noch einmal abgelistet hat.

Folgende Typen aus dem Kultursetzerkasten habe ich benutzt: R. Barthes, W. Benjamin, F. Hessel, K. Laermann, S. George und andere.

Roswitha Kaever



Fatale Liebe

Aus den Reichen der Phantasiearmut

Die Schicksalsfäden der Liebenden haben die Autoren von Groschenromanen stets fester gesponnen als das Netz der Handlungsstränge, in dem ihre pauschalen Charaktere sich vorübergehend verstricken sollen. Deren Eigenschaften (gut, böse, selten geläutert) gehen abgesehen von der Klassifikation ihrer Äußerlichkeiten aus dem Walten des Schicksals selber hervor, das gerecht die jeweiligen Gesellschaftsnormen als unerbittliche Instanz erfüllt und desto häufiger von den Akteuren zu deren Gunsten – natürlich vergeblich – zu beeinflussen versucht wird.

Gut meint es das Schicksal mit denen, die sich blind wie die Justiz auf es verlassen und der vorgeblichen Güte ihrer Herzen und Seelen adäquat handeln oder leiden, schlecht mit jenen, deren Verhalten außerhalb enger Grenzen der Konvention sich aus dem Milieu der Schloß-, Guts-, Fabrik-, Krankenhaus-, Waldbesitzer oder auch Bewohner schmucker Reihenhäuschen bzw. anheimelnder Katen zu lösen versuchen. Die protestantische Ethik des „Reiche den Reichtum den Reichen" wird als Glücksmaxime nie verschleiert. „So reich und doch so unglücklich" kann beim nötigen Maß der Tugend die dankbare Leserin nur auf die schließliche Versöhnung der Konflikte harren lassen. Damit wird sie nie zum Narren gehalten. Denn offensichtlich sind es nur Prüfungen, die bekanntlich die Guten noch besser, die halbwegs Guten ganz gut und die Schlechten noch schlechter werden lassen. Der Lebensplan stimmt immer.

Die dank vieler Hinweise flink eingeweihte Mitempfinderin weiß natürlich, daß das Schicksal (es ist stets das Schicksal der Liebe und des Geldes) gerecht seinen Gang geht. Schließlich sind es keine zu Nachtgöttinnen abgesunkenen Moiren, die ihre Hände im Spiel haben und auch Gute des Unglücks teilhaftig werden lassen, sondern der gute und gerechte Vater, der selbst Trivialromane denkt und lenkt.

Leichter als an sogenannter hoher Kunst läßt sich an abgeschmacktem Kulturgut der Ballast gesellschaftlicher Forderungen darstellen, deren Uneinsichtig- und Uneinsehbarkeit nie wichtig wird und den Weltkriege nur fördern können; Mechanismen wirken, mit denen die Normalverbraucherin gegen ihr besseres Wissen über den Brei des Vertrauens und des Sichfügens zur Räson gebracht werden soll. Als glückhafte Kräfte werden nach wie vor dargestellt die Einsicht ins Gegebene und dessen Förderung, also das zu wollen, was man darf; besonders gut ist die tränenreiche Übertreibung dieser Normen. Unendliche Güte zahlt sich aus, vermögenswirksame Schönheit kommt zu ihrem Recht.

Weibliche „Heimatvertriebene" etwa, die in Breslau das erste Haus am Platze hatten (Familie Kayser), bekommen dank voriger Affären und weiterer inniger Liebe nach dem 2. Weltkrieg das zum Gasthaus umgebaute Rokokoschlößchen nahe einer bundesdeutschen Großstadt und dazu den ehemaligen Generalmajor mit der immer noch tadellosen Gestalt für die Oma (Charlotte), den zum Versicherungsangestellten umgeschulten ehemaligen Offizier für die natürlich junggebliebene Mutti (Susi) und den Juniorchef der Hillerwerke für die noch „kratzbürstige" Tochter (Hella, bzw. Hellalein bzw. im fortgeschrittenen Stadium der Liebe „Hellalieb"). Alles heißt dann: „Susi hat eine Chance" (Kronenroman. Der Roman für frohe Stunden, Bd. 39 von Wilma Wilhelmi). Dabei fing alles so harmlos an, denn Susi und Hella hatten nur ihre neuen Frühlingsmäntel (Staubmäntel?) im überlaufenen Stadtpark ausführen wollen. „Und niemand ahnte, daß man damit eine Schicksalsstunde für viele angebrochen war" (6). Vier Seiten weiter, nachdem das Schicksal ihnen unbekannte und ungeahnte Wege geöffnet hat, schließt sich das Tor des Rokokoschlößchens hinter ihnen, „ohne daß sie geahnt hätten, welche Zukunft dahinter auf sie wartete . . ." (10).

So nimmt denn alles seinen Lauf, ständig öffnen oder schließen sich irgendwelche Tore, Türen oder Pforten, um Böses oder Gutes dahinter vermuten oder herein und hinaus zu lassen. Der neue Ani-

Doch Friedemann ist anders als die meisten Mörder.–

Die letzte Meschlichkeit in seiner Brust ist die Liebe zu seiner Mutter.

mismus scheut weder den Deckel überm Unrat noch die Persilkultur, beseelt und aktiv werden selbst Nierentisch und Kuckucksuhr, OP-Mütze und Desinfektionsmittel. Individuen handeln vorgezeichnet wenig oder gar nicht, umso aktiver sind deren diverse Körperteile, die grünen Nixenaugen etwa weiten sich, die zierlichen Füßchen laufen davon, der kirschrote Mund lächelt verführerisch, und die erschreckten Blauaugen gleiten über die zartrosa Seidentapete zur Pendeluhr.

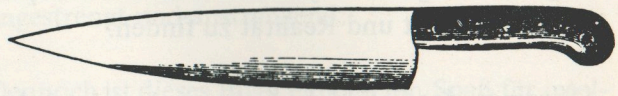
Je mehr der feuerrote Sportwagen des Juniorchefs zum reitenden Weltgeist avanciert, desto lapidarer werden die großen und Weltschicksale dargestellt. „Der Krieg hatte die Familie Layne in Barcelona überrascht" (Die Stimme des Herzens, Lore-Roman Nr. 685 von Erik Robert). Überraschend kommt auch meist die Liebe: „Sein breitschultriger Körper war braungebrannt wie Bronze. Er war sehr groß und hatte dunkles Haar. Auf langen Beinen lief er über den Sandstrand (. . .) In diesem Augenblick trat die Liebe in Normas Leben, aber damals wußte sie es noch nicht . . ." (5). „Auch in meinen Lebensbaum hat der Blitz eingeschlagen . . ." (9).

Das Leben lebt in diesen Romanen wie die Toten und die ‚nature morte', die tote Natur der Stilleben, vorgebliche Existenz als dauerndes Schaufenster, das die Intimität des Wohnraums meist in Form teurer Salons ausmachen soll; je teurer desto „geschmackvoller". Das Raffprinzip der dem Morgenthau-Plan korrespondierenden Aufbau- und Bombastphase der BRD feiert fünfzigjährige Triumphe. Immer weiter geht es aufwärts zu den Stilmöbeln, mag auch der eigentlich tüchtige Bankier sich wegen Bankrotts seiner Bank stilvoll erschießen, die zierliche Tochter spielt das Familienvermögen dank ihrer Begnadung singend oder tanzend wieder ein. Natürlich wegen einer Liebesbeziehung, die das auf Erfolg spezialisierte Schicksal vorübergehend gekappt hat. Wieder einmal geht alles gut aus, auch der Bankier bekommt jährlich am Erschießungstag sein Veilchensträußchen auf die letzte Lagerstatt wie die Revolution ihr Glas Rotwein (Das verdrehte Mädel, Florentine Roman, Heft 28 vonAnny von Panhuys).

Zwar bleibt viel Falsches bei Betrachtungen, die vom Subjekt ausgehen, mehr jedoch bei jenen, in denen Subjekte überhaupt nicht vorkommen, geschweige denn agieren. Weder wird eine Auflösung der Subjekte dargestellt noch die angeblich waltende Objektivität durch Begriffe oder zumindest Zielvorstellungen erklärt. Emanzipation gibt es nicht und das aus gutem Grund. Wer wollte sich sonst freiwillig fügen? Was bleibt, ist die dumpfe Einsicht in eine schwammige Notwendigkeit.

Das Reale an Geschichten dieser Art ist, daß die Schemata, die falsch gedacht, schlecht beschrieben und lächelnd rezipiert werden, nach wie vor Grundmuster akzeptierter Erfahrungen darstellen. Zwar sind sie noch weniger differenziert als neue Frauenromane á la Karin Struck, die Ansprüche und Erfolgsrezepte sind jedoch dieselben. Man braucht statt der Fabrikantensöhne, Ärzte oder Förster sich nur Softies zu denken, und schon ist die Traummanufaktur wieder auf dem Niveau angeblicher Geschichte. Sattsam bekannte Eigenschaftslosigkeit mit ihren vielen Marotten, Phantasielosigkeit mit ihren vielen aufgetakelten Problemen haben den Glanz eigentlicher Folgenlosigkeit, mit der alles „kreativ" werden soll. Die seltenen Heldinnen der Schicksalsromane, die als aktive dargestellt werden, hasten auf zusätzlichen Bühnen von Erfolg zu Erfolg, um als letzten und größten das sichere Heim an der Brust des finanziell, potentiell und konventionell betuchten Gatten zu finden, die passiven wissen das von vornherein. Die Wiege zur Ichfindung im Anderen und Immergleichen ist dann der Wurmfortsatz zur Ewigkeit, den nicht zuletzt die Frauenbewegung mit ihrer neueren konfusen Mutterschaftsideologie zu unterstützen bereit scheint.

Das sezierte weibliche Schicksal



Christa Reinigs Roman ‚Entmannung'

1. Vorgängige Überlegung (die noch nicht unmittelbar auf den Roman eingeht)

‚Entmannung' ist kein moralisierender ‚Emanzipationsroman' – jedenfalls nicht im Sinne eines zum Klischee erstarrten Genres, das unter diesen Begriff die Darstellung eines leidvollen Frauenschicksals (des dornigen Weges weiblicher Selbsterkenntnis mit seinen verschiedenen Entwicklungsstationen bis hin zu resignierter Entsagung, heroischem Untergang oder romanhafter Befreiung) faßte. Diesen hier kurz bemühten Typus, der herausragt aus dem Repertoire weiblicher Schriftstellerei, gibt es seit dem 18. Jahrhundert; er brachte Literatur ganz unterschiedlicher Qualität hervor. (Das ihm zugrundeliegende Schema wurde indes zum Strickmuster zahlloser Trivialromane.)

Immer dann, wenn wir von einer Autorin hören, die weibliches Schicksal thematisiert, sind wir auf eine erneute Begegnung mit diesem Genre gefaßt. Sollte sich solche Erwartung auch an Form und Inhalt des hier zur Diskussion gestellten Romans richten – vielleicht allein deshalb, weil die Mundpropaganda zutreffenderweise seine frauenbewegte Parteilichkeit anspricht – so würde sie durch das Buch enttäuscht werden.

2. Über einiges, was es in Christa Reinigs Buch nicht gibt:

Es lädt nicht ein zur Identifikation mit den Phantasiegestalten, nicht zur Nachahmung, nicht zu Nachempfindeleien – wenn auch zum Nachdenken. Identifikation mit den im Buch agierenden Frauen ist erschwert: wir werden zur Distanz eingeladen, zur Einsicht in deren Widersprüche, Stärken aber auch Schwächen. (Christa Reinig hat kein schnulziges, sondern ein kritisches, wenn auch leidenschaftlich sympathisierendes Verhältnis zu Frauen.) Mit der ‚Hauptfigur' des Buches können wir uns sowieso nicht identifizieren, es handelt sich um einen Mann: Typ und Antityp in einem – mies in beiden Rollen (Christa Reinigs Verhältnis zu Männern ist alles andere als sympathisierend). Vier Frauen umkreisen ihn wie störungsanfällige Satelliten, die schließlich auch alle aus ihrer Bahn geworfen werden. Er mag, so erfahren wir bald, fürderhin weder Mann noch ‚Hauptfigur' mehr sein – er bleibt beides: in seiner Rolle als Mann wirkt er zerstörerisch gerade auch dann, wenn er versucht, sie abzustreifen (was, wie die Autorin zeigt, nicht klappen kann); in seiner Funktion als Hauptfigur wird er beibehalten, weil er als ein unverzichtbares Konstrukt des Romans das benötigte Minimum an Verlaufskontinuität gewährleistet. Aber auch nur in dieser doppelten Gestalt, als formaler Kunstgriff und inhaltlich als Agent des männlichen Prinzips tritt er uns Seite um Seite entgegen; er besitzt nicht die Spur eines durchgebildeten Charakters.

Um die Sache abzukürzen: es gibt überhaupt in diesem Roman sehr wenig Charaktere, keine aufwendig mit psychologisierenden Accessoires ausgestatteten Figuren. Auch die Frauen dieses Romans – sozial flüchtig eingeordnet – durchlaufen streng genommen keine Entwicklungen, sie reagieren auf äußere Reizwirkungen; sie machen folgenlose Erfahrungen; sie haben zum Scheitern verurteilte Ideen; sie haben oftmals vergeblich recht; sie durchstehen Situationen, bis sie sie schließlich nicht mehr durchstehen können und das ist das einzige, was sie mit ungezählten Heldinnen des weiblichen Literaturpanoptikums gemeinsam haben – sie gehen zugrunde. Ansonsten sind sie literarische Anziehpuppen für weibliche Rollen – hier ist der Rollenbegriff tatsächlich anwendbar – von der Autorin in rasant wechselnde Situationen hineinmontiert. Sie alle bleiben gezwungenermaßen (diese inneren und äußeren Zwänge sind das eigentliche Thema des Buches) hinter ihren Möglichkeiten zurück, und alle diese Möglichkeiten werden erstickt durch psalmodierende, monologisierende, dialogisierende theoretisierende und agierende Männer.

Angesichts soviel unsentimental beschriebenen Scheiterns mag sich manch eine Leserin fragen, ob da die positiven Aussichten, die der Feminismus heute freigibt, nicht verloren gingen. Antwort: Sie

liegen zwar nicht an der Oberfläche einer Einfühlung erheischenden Handlung, sie sind jedoch verborgener und gerade in jener evozierten Diskrepanz von Möglichkeit und Realität zu finden.

Allerdings, das Gefühl der Geborgenheit, nach dem sich einige der fiktiven Frauen des Romans so unerfüllbar sehnen, läßt die Autorin auch für ihre Leserinnen nicht zu. Allein das schnelle Tempo der Abfolgen erlaubt kein gemütliches Leseetablissement, kein beschauliches Verweilen. Es gibt keine glücksversprechenden Lösungen/Perspektiven/Idyllen; dem Bedürfnis nach traditionellen Erzählformen und literarischer Gegenständlichkeit kommt Christa Reinig nicht entgegen. Was aber erwartet uns stattdessen bei der Lektüre des Romans von Christa Reinig, die sich so konsequent weigert, uns Geschichten zu erzählen. Im folgenden ein kleiner subjektiv ausgewählter Ausschnitt aus dem Repertoire:

3. Statt einer Beschreibung des Inhalts

Da gibt es: etwas Geschlechtsrollenpädagogik (S. 13); ein Gedicht über Kannibalen (S. 18); etwas Modesymbolik (S. 19); sehr viel Geschlechtsphilosophie (z. B. S. 21 und S. 32); ein skurriles Männergeschwätz zwischen Alfred Hitchcock und Sigmund Freud (S. 31 f.); allerlei Partygewäsch in mehreren Tonlagen (S. 35); eine weibliche Machtvision und etwas über weiblichen Masochismus (S. 50 f.); eine Virus-Theorie, die, basierend auf der Elimination des Y-Chromosoms, die Ausrottung der Männer ermöglichen soll – sie wird übrigens von einem Mann entwickelt (S. 51); etwas über die weibliche Passionsgeschichte – Kurzfassung (S. 72); noch einmal Gebrauchslyrik und eine Überlegung zur weiblichen Dichtkunst (S. 69 - 70); einige Anregungen zu der Frage: ‚Muß es Männer geben?', die verneint wird (S. 74); Gedanken zur Wiederaufnahme des Amazonenkrieges (S. 75 f.); und zum Prinzip der vorgezogenen Rache (S. 77, siehe auch S. 108 über das ausgegrabene Beil der Klytämnestra); grandiose Einsichten der Arbeiterin Bierwagen zum Thema Männer (S. 90) und zum Thema ‚weiblicher Kulturleistungen' (S. 91); eine große Wut über den Prozeß in Itzehoe (S. 105 - 115); die Badewannenphilosophie der männlichen Hauptfigur im Zusammenhang mit deren verlogenen Versuchen des geistigen und körperlichen Transvestismus (S. 118 f) Dialoge über Religionssexologie (S. 127 f); ein schöner Song der zu Unrecht vergessenen Claire Walldorf (S. 152); eine Vergewaltigung und ein Selbstmord, dargestellt ohne Theatralik, aber mit Trauer und Zorn (S. 163 f); etwas über die drei Sieger des Dritten Weltkrieges und eine gute hämische Bemerkung zu Sigmund Freud (S. 137, zur Psychoanalyse siehe auch S. 209); eine Weiber-Weltformel (S. 211); witzige Kurzinterpretationen zu ‚großen' Werken der Weltliteratur aus weiblicher Sicht (S. 221) und zum Schluß eine Versammlung zum Kulturregen, an der unter anderem die Eumeniden (Rachegöttinnen), Gustaf Gründgens, Valerie Solanas und einige fiktive Figuren des Buches teilnehmen.

Diese Aufzählung mag der selektierenden Leserin nützlich werden (chronologisches Lesen ist bei diesem Buch, wie ich glaube, nur Pflicht für die Rezensentinnen), und sie mag darüberhinaus verdeutlichen, daß bei diesem Roman die Angaben über den Inhalt die Lektüre nicht ersetzen können (wo nicht erzählt wird, gibt es auch nichts nachzuerzählen).

4. Weibliches Schicksal im Kaleidoskop

Das Ganze ergibt ein buntes Facettengebilde bestehend aus Szenen, Reflexionen, Spiegelungen, Dialogen und Bildausschnitten. Diese ungezählten Ausschnitte aus einem weiblichen Alltag, der sich abspielt in einer männlich orientierten Welt – wie wir sie zuweilen zwischen unseren gehetzten Tätigkeiten selber flüchtig und mit Schrecken wahrnehmen –, sind eindrucksvoll montiert bei ständigen Grenzüberschreitungen zwischen Realität, Geschichte und Fiktion. Der Witz spielt eine große Rolle, aber nicht nach der Art der stammtischseligen Brauchtumsfröhlichkeit, die man hierzulande Humor nennt, sondern eher in einem ganz altmodischen Sinn: einer Mischung aus Wissen und Intuition (literarischem Riecher), vielleicht sogar verwandt dem, der früher einmal zu Zeiten der Salons als weibliche Domäne galt, bloß viel deftiger, ohne jede Zaghaftigkeit. Zurück bleibt der Eindruck als sei ein riesiger Flickenteppich aus Bildungsabfall ausgerollt worden. Es gibt sie, die Bildung dutzendweise, verbilligt, im Ramsch, üppig verwurstet ohne jede Angst vor Trivialitäten, eher mit einer Neigung zur ironisierenden Trivialisierung.

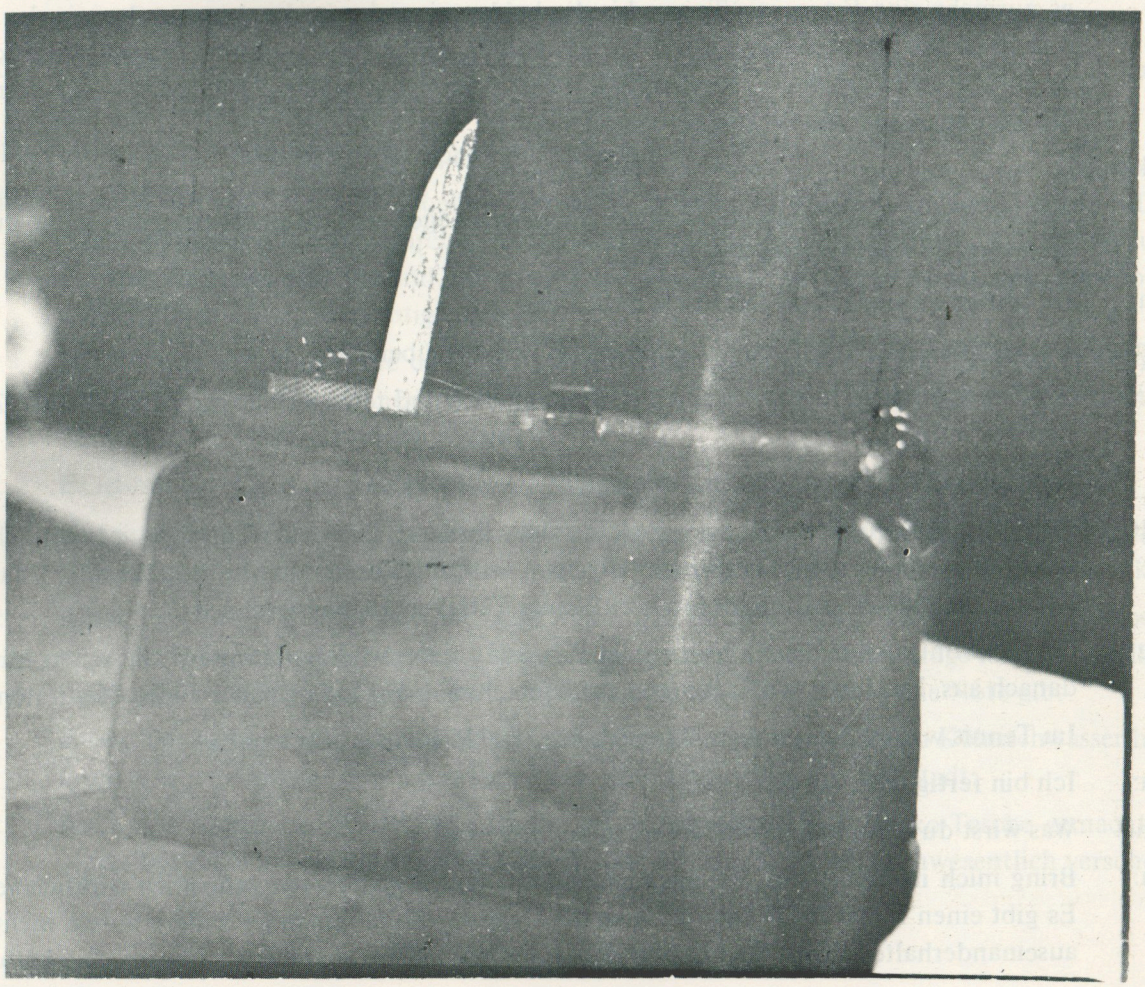
So interessant und teilweise faszinierend das wirbelige Nacheinander der verschiedenen Inhalte zunächst ist, so läßt die Wirkung dieses Stakkatos von Argumentationen, Szenerien und Gags im letzten Drittel des Buches doch sehr nach. Solche Ermüdungserscheinungen sind, so glaube ich, eine Folge des gleichbleibenden Rhythmus'. Diese Annahme wurde etwas bestätigt durch die Äußerungen einiger Frauen meiner Umgebung, die sagten: ‚Tolles Buch, ich habe es aber nicht zu Ende gelesen.' Zudem gibt es auch eine Reihe recht schwacher Pointen. Wenn z. B. Gustaf Gründgens seinen Assistenten schnell mal losschickt, damit er ihm die Schlaftabletten aus Manila hole, so ist die doch sehr überflüssige Kenntnis der Tatsache, daß Gründgens dortselbst an einer Überdosis Schlaftabletten gestorben ist, Voraussetzung für ein Verständnis dieses matten Witzes. Dabei läßt mich die sicher berechtigte Annahme, daß ich diese oder jene Informationslücke mit mancher nicht bemerkten Pointe büßen muß, relativ kalt. Es gibt bloß so sehr viele – zu viele – davon. Gerade ein solch scheinbar ganz locker und assoziativ komponierter Text verliert dort, wo die mühevolle Durchgestaltung vordergründig wirkungsvollen Effekten weichen muß, seine Leichtigkeit und wirkt dann angestrengt und anstrengend.

Dennoch ist dieses Buch einfach ein Spaß für intellektuelle Frauen. Es ist trotz der angesprochenen Durststrecken ein ernstzunehmendes Buch, und mehr: es gehört, wie ich meine, zu den interessantesten Büchern, die in letzter Zeit von einer Frau auf den Literaturmarkt entlassen wurden.

Schleierhaft ist mir, wie es einer Frau, die sich im Kulturbetrieb auskennt, passieren kann, daß ihr Hausverlag den Roman mit Graphiken ausstattet, die allein das Anfassen des Buches zu einem Akt der Überwindung werden lassen. Die Illustrationen repräsentieren so ziemlich alles an pornographisch-sexistischer Phantasie, was von Christa Reinig kritisiert wird. Ganz ärgerlich wird die Sache bei dem Gedanken, daß der Text vielleicht erschwinglich wäre, wenn man auf die zotige Erlesenheit der Aufmachung verzichtet hätte.

Silvia Bovenschen

* Christa Reinig, Entmannung, soll im September in einer Neuauflage erscheinen in der Sammlung Luchterhand 253.



13. Folge aus der Hörspielserie

Jelka

Schon kommt es herein, das Glück zu zwein . . .

Personen: Sprecher, Jelka, Edi, Annette, Doktor, Sabine, Erika, Mutter, Vater

Sprecher: Es kam, wie es immer kommen muß, wenn ein Mann und eine Frau, die füreinander bestimmt sind, – wie Jelka und Edi einander zum ersten Male gesehen haben; sie sehen sich nämlich wieder.

Jelka: Es geschah mir wie es geschehen mußte, er ist ein Mann, ich bin eine Frau. Er ist zwar nicht so ganz mein Typ, ich mag diese glatten, geschniegelten Dressman-Typen überhaupt nicht, kenne sie allerdings auch nicht. Bei uns gibt es so was nicht. Vielleicht tue ich ihm ja auch unrecht. Vielleicht ist er ganz anders . . .

Sprecher: Sie haben sich gesehn, und schon war es um sie geschehn. Edi glaubt, es ist um Jelka geschehen, und Jelka glaubt, es ist um Edi geschehen. Edi glaubt, es ist um Jelka wegen seines guten Aussehens, seiner Führungsqualitäten, seiner Sportlerfigur und last not least seiner guten rallyereifen Autofahrkenntnisse wegen geschehen. Jelka glaubt, es ist um Edi wegen ihrer Schönheit und ihrer Intelligenz geschehen. Allerdings besitzt sie darüberhinaus nichts derentwegen es um jemanden geschehen sein könnte. Edi hingegen besitzt etwas, das wichtiger und dauerhafter ist als eine sportliche Figur, nämlich einen finanziellen Hintergrund. Auf jeden Fall war es nurmehr eine Frage von Tagen, bis die beiden einander in die Arme sanken, in der irrigen Annahme, sie könnten den Augenblick festhalten, weil er so schön war. Der Augenblick konnte jedoch entkommen. Vorerst holt Edi Jelka im Henning'schen Haushalt ab. Lockend ruft die Türklingel, die alte Versucherin.

(Türklingel)

Edi: Bist du fertig, Jelka? Hast du auch das Kleid angezogen, von dem ich dir gesagt habe, du sollst es anziehen? Das mit dem Ausschnitt?

Jelka: Du bist gekommen, Edi! Du bist wirklich da!

Sabine: Das siehste doch. Der Porsche ist jedenfalls nicht zu übersehen.

Annette: Wir hingegen fahren lieber Mercedes. Das sicherste und technisch ausgereifteste Auto. Zumindest vorläufig.

Edi: Eine schöne Kommode. Sie sind Sammler?

Doktor: Nein, mit Antiquitäten haben wir nichts mehr im Sinn. Der deutsche Markt ist ziemlich abgegrast, und wenn man es ernsthaft betreiben will, muß man dauernd herumfahren, das kann ich mir bei meiner anstrengenden beruflichen Tätigkeit gar nicht leisten . . .

Annette: Ob Sie wohl diesen Bayros von einem Beardsley unterscheiden können? Sie sehen mir nicht danach aus. Na, Jelka wird's Ihnen nicht übelnehmen. Sie haben sicher andre Qualitäten.

Edi: Im Tennis war ich letztes Jahr Ranglistendritter. In meinem Club natürlich.

Jelka: Ich bin fertig, Edi, laß uns gehen.

Sabine: Was wirst du denn heut essen, Jelka, in der Taverne?

Jelka: Bring mich irgendwo hin, wo uns niemand kennt. Ich glaube, ich habe mich wirklich verliebt. Es gibt einen Punkt im Leben, wo man die Gefühle, die miteinander widerstreiten, nicht mehr auseinanderhalten kann. Man nimmt daher das einfachste, aber auch schönste: Die Liebe!

Sabine: Mensch, die Jelka ist verknallt.

Annette: Du sollst nicht Mensch sagen, Sabine.

Sabine: Paß nur auf Jelka, daß du in der Taverne die Erika nicht triffst. Das ist die Verflossene von deinem Verehrer. Eine ganz kaputte Type. Neulich hat sie zu einem braunen Kleid schwarze Schuhe angehabt.

Edi: Nein, Krawatten trägt man nicht mehr, das ist doch spießig. Der Nicht-Spießer trägt jetzt kleine seidene Halstücher, Doktor. Ich besitze davon eine ganze Kollektion.

Doktor: Wissen Sie, wenn man mehr geistig interessiert ist, sind einem Äußerlichkeiten egal, man würde sich sonst zusehr verschleißen. Diese spätgotische Madonna, die hier von einem ausgesucht milden Licht angestrahlt wird, haben wir aus Wien . . .

Annette: Am liebsten würde ich ans Ende der Welt fahren, um niemand aus der Clique zu treffen! Heuer geht's nach Tahiti, die halbe Clique fährt dorthin!

Jelka: Durch den Schleier meiner nicht mehr widerstreitenden sondern völlig klaren Gefühle dringen die Stimmen dieser Menschen wie fernes Summen hindurch. Ich bin wie auf einer Insel.

Annette: „Niemand ist eine Insel" von Simmel hab ich gelesen . . .

Doktor: (unterbricht) Jetzt sammle ich seltene Erstausgaben. Hier eine von Karl Kraus, dem berühmten Sprachkritiker. Was halten denn Sie von einer Automatic beim Fahren?

Edi: Wenn man gewohnt ist, selber am Hebel zu sitzen und Entscheidungen zu treffen, kann man sich nicht damit abfinden, daß einem eine Maschine diese Entscheidungen abnimmt . . .

Jelka: Seltsam, das Gespräch brandet zwar an mich an, und doch höre ich nichts. Ich sehe auch nichts, das heißt ich sehe eine Person: Edi.

Edi: Wir müssen jetzt wirklich los, Jelka!

Jelka: Auf Wiedersehn!

Annette: Auf Wiedersehn, und viel Vergnügen! (zu sich) Der Typ ist gar nicht so unflott. Ich hab mir den ganz anders vorgestellt . . .

(Man hört immer das Geräusch, das der Sprecher ankündigt)

Sprecher: Leise Musik, Gläserklirren, Gabeln scharren und schaben an Markenporzellan, ein Dunhill-Feuerzeug entzündet Jelkas Zigarette, dabei sieht man kurz das Anzugetikett, welches von einem Prominentenschneider stammt. Auch eine Bruyére-Pfeife wird angezündet, geht aber sogleich wieder aus und wird mißmutig entfernt.

Edi: Mir kommt vor, als glänzte deine Schönheit heute besonders glänzend. Sicherlich bin ich es, der diese Schönheit erst hervorlockt und anschließend zum Glänzen bringt, eine Schönheit, die ansonsten völlig verborgen bliebe.

Jelka: Es ist nur das Licht der tausend Kerzen, das auf meine samtene Haut scheint, Edi.

Edi: Auf jene Haut, die noch viel samtener wirkt, wenn ich deine Zigarette mit diesem Dunhill anzünde, die viel weniger samten wirkte, wenn ich sie mit einem Streichholz in Brand steckte.

Jelka: Auch der Duft, der mich umweht, trägt wesentlich zu diesem fremdländischen Zauber bei, der mich umweht, er wurde mir von dir geschenkt, dieser Duft! Daher trage ich ihn beinahe mit Andacht. Auch bin ich Ausländerin, was dem Duft ebenfalls eine eigene Note gibt.

Edi: Er würde dich weniger schmeichelnd umwehen, käme er vom simplen Kölnischwasser her, so kommt er jedoch von „Joy" von Patou her, direkt aus Paris, der Weltstadt.

Jelka: Auch das wunderbare Geschenk, das du mir mit dieser kleinen Kroko-Tasche gemacht hast, hinterläßt einen Schein auf meinem Gesicht, der meinen Teint nicht unwesentlich verschönert.

Edi: Diese materiellen Dinge sind jedoch gar nichts. Zwei Menschen, die endlich die große Liebe entdeckt haben, sind alles. Wir beide sind alles, Jelka. Wir haben lange gesucht, und nun endlich, nach langen Irrwegen, sind wir ans Ziel geführt worden: Liebe heißt das Ziel.

Jelka: Liebe heißt und ist das Ziel. Ein Schauer durchrieselt mich: er ist der sogenannte Glücksschauer.

Sprecher: Ohne viele Vorlesungen besucht zu haben, hat Jelka schon auf legalem Weg eine Tasche für mindestens tausend Mark errungen.

Edi: Man muß, wie ich, eine hohe Kulturstufe erreicht haben, um sich über die materiellen Dinge wieder hinwegsetzen zu können. Man darf nicht ständig, wie die kleinen Leute es tun, rechnen, wägen und zählen. Erst, wenn einem das alles selbstverständlich geworden ist, kann man sich unbeschränkt der Größe seines Gefühls zuwenden, erst dann kann man sich auch an kleinen Dingen wie Gräsern, Bäumen, Sträuchern und Büschen erfreuen. Schrankenlos. Ich habe jetzt das Bedürfnis, von der Größe meines Gefühls zu sprechen und gebe diesem Gefühl nach.

Jelka: Wenn Mutter mich jetzt sehen könnte . . .

Sprecher: Jelkas Mutter hat immer gesagt: Mit einer Mischung aus Fleiß und Begabung kann man auf die Dauer etwas erreichen. Nun hat Jelka durch eine Mischung aus schwarzem Haar und langen Beinen wesentlich schneller etwas erreicht, nämlich einen selbständigen Fabrikanten.

Edi: Fühlst du übrigens, Jelka, wie mich zu allem Überfluß auch noch der Duft der weiten Welt begleitet, den ich persönlich aus dem fernsten Ausland mitbringen durfte? Aus Bali, Java, Südamerika, Fernost, bzw. Japan?

Jelka: Du mußt einen endlosen Horizont besitzen, Edi. Wie kann einer, der all diese Herrlichkeiten gesehen hat, noch Gefallen an einem Gespräch mit dieser dummen, kleinen Jelka finden?

Edi: Auch du bietest viel Eindrucksvolles, Jelka. Außerdem kann ich ja deinen Horizont in die Hand nehmen, ihn dehnen und weitern. Z. B. durch Ankauf der verschiedensten Flugtickets und die Miete verschiedenster Hotelsuiten.

Jelka: Du bist so lieb, Edi.

Edi: Dank deinem Studium bringst du die Grundvoraussetzungen ja mit, Jelka. Du wirst mir auf den Reisen über den geweiteten Horizont möglicherweise sogar folgen können. Manche Frauen erfüllen nicht einmal die primitivsten Grundvoraussetzungen, um dem Besitzer eines erweiterten Horizonts die Abwechslung zu bieten, auf die er doch Anspruch hat, wenn er sich von den Vielen Besichtigungen der weiten Horizonte ausruhen möchte. Aber jetzt etwas andres, Jelka: Mein Hobby! Wirst du mir auch dorthin folgen können, in das Reich der Philosophie?

Jelka: Wo liegt denn dieses Reich? Ich glaube, ich liebe dich, Edi.

Edi: Ich muß nämlich wie unter einem Zwang über den Sinn von alldem nachdenken. Man verdient viel Geld, man wird so materialistisch, aber eigentlich könnte man doch auch in einem einfachen Bauernhaus auf dem Lande glücklich sein. Es müßte allerdings Zentralheizung besitzen . . .

Jelka: Du meinst, du denkst öfters über den Sinn des Lebens nach, Edi, nicht wahr? Ich habe schon geahnt, daß du dich auf die Dauer mit dem öden Geldverdienen nicht zufriedengeben würdest.

Edi: Na hör mal, immerhin lebst du ganz gut davon, seit du mich kennst . . .

Jelka: Ich meine, daß du, bei deiner Sensibilität, einfach hinter die Dinge sehen mußt. Ich könnte dich nicht lieben, sähest du nicht hinter den Vordergrund auf den Hintergrund von alldem.

Edi: (geschmeichelt) Damit liegst du ganz richtig, Jelka.

Jelka: Mit dir ist es so anders als mit den andren Männern, die ich gekannt habe.

Edi: Wahrscheinlich haben die noch nie über den Sinn des Lebens nachgedacht.

Jelka: Ja. Mein letzter Freund hat nur an Essen, Trinken und an eine Verbesserung seiner sozialen Lage gedacht. Aber es gibt schließlich mehr als Essen, Trinken und die eigene soziale Lage.

Edi: Vor allem, wenn die eigene soziale Lage so zufriedenstellend ist wie bei mir.

Jelka: Selbst wenn du gar nichts hättest, würdest du dich damit wahrscheinlich nicht zufriedengeben. Ich glaube, du bist eine Kämpfernatur, Edi.

Edi: Mit nichts würde ich mich sicher nicht zufriedengeben. Allerdings könnte mich das einfache Landleben manchmal schon reizen.

Jelka: Du bist übersättigt vom Überfluß.

Edi: So ähnlich. Äh . . . Wir finden oft Gefallen an dem Gedanken, unter einfachen Bauern und ähnlichen Geschöpfen zu leben. Ich habe oft das Gefühl, auch, wenn ich mit Freunden zusammen bin, ich müßte mich in ein Schneckenhaus verkriechen, allein sein. Dann setze ich mich alleine in meinen Porsche, und nur wir beide rasen über die Landstraße.

Jelka: Du bist übersättigt von allem. Daher suchst du bewußt die Einfachheit.

Edi: Zum Beispiel die Küche: die einfachsten Dinge schmecken am besten! Die pure Natur. Nichts aus Dosen, alles frisch!

Jelka: Du hast manchmal das Bedürfnis, dich in dein Schneckenhaus zu verkriechen. Laß mich deine Einsamkeit teilen, Edi! Ich kann dich wirklich verstehen, glaub mir.

Erika: Hallo, Edi! Wie gehts?

Edi: Tag, Erika! (Kuß)

Jelka: Du küßt diese fremde Frau, Edi?

Edi: Das ist Erika! Erika, das ist Jelka.

Erika: Du, Edi, ich war in Paris, es war unheimlich schön.

Jelka: Sie dürfen Edi nicht böse sein, daß er sich für mich entschieden hat.

Edi: Hast du die Martha dort getroffen? Die wollte auch hin.

Jelka: Gönnen Sie ihn mir. Verzichten Sie! Mir dürfen Sie nicht böse sein, denn Solidarität unter Frauen ist wichtiger als Rivalität.

Edi: Sag, weißt du, ob der Breitbach für das Speedway in der Tschechoslowakei genannt hat?

Jelka: Sie dürfen auch Edi nicht böse sein. Er hat sich aus freien Stücken für mich entschieden, ohne Druck, ohne Zwang. Man muß mit Anstand verlieren können, das ist eines der ersten Dinge, die mir Edi beigebracht hat. Fair Play! So sagt man im Sport.

Erika: Keine Ahnung. Den hab ich ewig nicht mehr gesehen. Dieses blöde Gequatsche über den Sport ist mir so auf die Nerven gegangen, da hab ich mich abgesetzt. Paris ist jetzt wirklich unheimlich schön. Ich hab irrsinnig viel Geld ausgegeben.

Jelka: Schließlich sind Männer ja nicht das wichtigste. Erst einmal müssen wir unsren eigenen Weg finden. Selbstfindung, nicht Fremdbestimmung!

Edi: Hast du meinen neuen Porsche gesehn?

Erika: Im Moment hab ich wahnsinnig wenig Zeit. Ich mach einen Kurs für Innendekoration. Ich möchte jetzt arbeiten. Immer daheim hocken, das ist auf die Dauer nichts. Die Mama hat sich wahnsinnig aufgeregt zuerst, weil ich doch mit meiner Boutique damals soviel Pech gehabt hab', aber jetzt gibt sie Ruhe.

Jelka: Ich glaube auch, daß Edi auf die Dauer zu sensibel wäre, um nur in Äußerlichkeiten wie Sport oder Autorennen Befriedigung zu finden. Sie dürfen sich nicht an ihn klammern, da verliert man nur seinen Stolz dabei und gewinnt gar nichts!

Edi: Na, dann tschüs! Mach's gut.

Erika: Wiedersehn, Jelka! Wir sehen uns ja sicher mal wieder.

Jelka: Und seien Sie nicht traurig . . . Diesmal war ich die Glückliche, wer weiß, vielleicht sind Sie das nächste Mal . . .

Edi: Dieses Mousse au Chocolat ist wirklich ausgezeichnet.

Jelka: Hoffentlich leidet sie nicht. Wenn jemand leidet, ist er oft zu unüberlegten Handlungen fähig . . . Ich würde ihr gerne hinweghelfen . . .

Edi: Du ißt ja gar nichts, Jelka.

Jelka: Ich werde noch dick werden.

Edi: Es macht doch gar nichts, wenn ihr Frauen ein bißchen Speck ansetzt. Da weiß man doch wenigstens, was man in der Hand hat. Ein bißchen mehr Busen könntest du ruhig auch noch haben! Jelka. Allerdings sind meine Freunde der Ansicht, eine Frau müsse Mannequinmaße haben. Das ist das im Augenblick Gefragtere, weil Seltenere. Nimm also nicht zu, Jelka!

Jelka: Ich lasse das Mousse lieber stehen . . .

Edi: Du darfst nicht aus dem Leim gehen und über die Ufer hinauswuchern, wie man es hierzulande so häufig sieht. Was man oft sehen kann, hat keinen großen Wert, merk dir das.

Jelka: Du denkst wirklich an alles, Edi!

Edi: Dafür habe ich schließlich meinen geweiteten Horizont erworben, aber das Erwerben genügt nicht, man muß ihn auch einzusetzen verstehen. Zum Unterschied von Normalbürgern, die völlig, horizontlos von ihrer Karstadt-Reise zurückkehren. Diese armen Leute geben Geld aus für nichts. Dabei hätten sie es, ihren Bedürfnissen entsprechend, in Caorle oder Jesolo genauso schön.

Jelka: Wirst du mich einmal mitnehmen, Edi?

Edi: Ja. Ja, Jelka. Auch bei schwierigen Themen wirst du mir eine erweiterte Partnerin sein können. Der Partnerschaftsgedanke wird bei mir ganz groß geschrieben.

Jelka: Ich freu mich schon!

Edi: Dazu hast du auch allen Grund. Diese Hühner, die nur Tennis, Golf, Reiten und Sportwagen im Kopf haben, die können es gar nicht mehr schätzen, was ich ihnen zu bieten habe. Du aber, Jelka, du verstehst noch die Bedeutung des Wortes Dankbarkeit. Kurze Abschweifung zur Natur: Nur, wer dankbar sein kann, kann sich auch an einem Stück Natur noch erfreuen. Auch ich bin manchmal dankbar für einen Sonnenuntergang oder einen guten Geschäftsabschluß.

Jelka: Sonnenuntergänge kenne ich noch von zu Hause, von der Adria her.

Edi: Zum Glück hat mich das Geldverdienen noch nicht restlos verdorben. Ich kann noch an einer Blume, einem Grashalm, einem Hirsch oder einem Raubtier im Dschungel des Auslandes meine Freude haben. Das können nicht viele von sich behaupten, sind sie doch vom täglichen Einerlei völlig abgestumpft und abgetötet.

Jelka: Du bist nicht abgestumpft, Edi, du bist eher ein Epikuräer . . .

Edi: äh . . . ja . . . genug davon! Wir wollen wieder vom Sinn des Lebens sprechen, wovon ich eindeutig mehr verstehe. Schluß mit dem Herumgerede, das ist etwas für im Grunde doch leere und hohle Intellektuelle, die keinerlei Basis für ihre wirren Theorien besitzen. Jelka, jetzt mal im Klartext:

Jelka: Oh, Edi! du willst mir etwas sagen? Ist es das? Ja?

Sprecher: Der entscheidende Augenblick im Leben kommt oft unvermutet, nie aber ungelegen.

Jelka: Ich wüßte nicht, was das sein könnte, Edi.

Edi: Jelka, ich habe dir ein Angebot zu machen.

Jelka: Ein Angebot, Edi? Wirklich?

Edi: Obwohl ich bis jetzt damit einverstanden gewesen bin, daß du studierst, Jelka, ja, obwohl ich, ich gebe es zu, dein Studium sogar schick gefunden habe, wünsche ich jetzt doch, Jelka, daß du es sausen läßt. Der Preis dafür: Ich selber und mein persönliches Wohl und Wehe. Na, ist

das nichts?

Jelka: Wie meinst du denn das, Edi?

Edi: Kurz und gut, du ziehst zu mir, in mein Junggesellen-Apartment, in dem ich dir deinen festen Platz einzurichten gedenke. Das erfordert einen ganzen Menschen, Jelka.

Jelka: Du meinst, du willst mich . . . äh . . .

Edi: Ja, ich will dich!

Jelka: Heiraten?

Edi: (lacht) Ha! Heiraten! Was nicht noch alles? Vielleicht soll ich dich auch noch zu meiner Universalerbin einsetzen? Aus was für einer Welt kommt ihr Jugos eigentlich? Offenbar nicht aus dieser hier. Hör zu, Mädchen, das Ganze ist ein geschäftliches Problem. Du weißt, daß ich geschieden bin. Nun, meine Verflossene hat eine Menge Geld aus der Firma gezogen. Die Umstände sprechen gegen uns, das Leben ist uns feindlich gesonnen, Jelka. Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß ich dich eines Tages zum Traualtar führen kann. Auf dieses Fernziel, selbst, wenn es noch so fern ist, sollst du hinarbeiten, Jelka. Mit all deinen Kräften. Ein Studium würde dich nur ablenken.

Jelka: Du meinst, ich soll einfach so mit dir . . . leben?

Edi: Ja. Teile dein Schicksal mit mir. Eine Frau muß teilen können, anschließend muß sie verzichten lernen. In diesem Fall wirst du mich zumindest mit meiner Arbeit teilen müssen, Geliebte.

Jelka: Dies Teilen schneidet jetzt schon wie ein Messer durch mich hindurch.

Sprecher: Aber nach einem Augenblick der Überwindung sagt Jelka ja. Auch Millionäre haben einmal als Tellerwäscher angefangen. Man muß sich schrittweise hinaufarbeiten, geschenkt wird einem nichts.

Edi: Das muß begossen werden! Ich werde dir das ganz große Glück zeigen, Jelka. Spürst du wie meine harten Oberarmmuskeln zittern von der ungewohnten Anspannung des Wartens auf deine Antwort? Sie sind sonst nur athletische Anspannung gewöhnt. Morgen werde ich dich übrigens meinen Eltern vorstellen. Die Alten sind sonst stocksauer.

Jelka: Diese Muskeln, die sonst nur am Steuer des Porsche oder am Zügel eines gutgeformten Pferdes zittern, sie zittern jetzt für mich! Ich freue mich sehr, deine lieben Eltern kennenzulernen.

Sprecher: Heute ist schon der nächste Tag. Jelka steht ängstlich und erwartungsvoll samt Edi und einem riesigen Strauß voller Rosen vor der Schwelle der Villa mit Swimmingpool der Wursteltern Edis. Mit Eltern hat sie schon einmal ziemlich miese Erfahrungen gemacht, siehe Tammoscheit. Wie wird sie als Ausländerin wohl aufgenommen werden? Sie will sich jedenfalls zusammennehmen, nett plaudern und sich von ihrer besten Seite zeigen, wie es sich gehört.

Edi: (Tür) Das ist also Jelka, Mutter, darf ich sie dir vorstellen?

Mutter: Oh, eine Exotin!

Vater: Oh, eine Exotin!

Edi: (stolz) Jawohl. Eine Exotin.

Vater: Wir sind, wie Sie sicher schon wissen, Fabrikanten. Wir fabrizieren Wurst und Konserven. Hier sehen Sie gleich ein mittelalterliches Weihwasserfaß, dort einen barocken Beichtstuhl. In der Ecke eine Schnitzmadonna, alpenländische Schule, wie man mir versicherte.

Mutter: Wir besitzen ferner eine Menge ausländischer Luxusartikel. Dazu kommt jetzt ein neuer Artikel, der bisher nicht im Katalog stand, Sie, Jelka, Sie fremdländischer kleiner Vogel!

Vater: Dieser Teppich ist echt Perser, der Boden darunter echt Einlege-Parkett, mit afrikanischem Holze, welches man leider nicht so gut sehen kann, weil der echte Perser darüberliegt. Der Kronleuchter ist echt venezianisch, der Tisch echt Maria-Theresia. Alles beglaubigt! Wir kaufen die Katze nicht im Sack!

Mutter: Sie sehen aus wie aus einem Film, in dem Dunja Rajter die Hauptrolle spielt! Sind Sie eigentlich mit ihr verwandt? Sie sehen ihr so ähnlich!

Vater: Quatsch! Sie sieht wie ein echtes Südseemädchen aus. Kannst du dich denn nicht mehr erinnern, Mutter? Auf unsren Reisen in die Südsee haben wir ähnliche Mädchen zu Dutzenden gesehen! Bei Jelka jedoch fällt das Transportproblem weg. Kannst du dich nicht erinnern?

Mutter: Auf jeden Fall ist sie etwas Ungewöhnliches, welches hier Aufsehen erregen kann. Wir achten immer auf das Ungewöhnliche. Leute wie wir, die wir die Landesgrenzen und die kleinlichen Vorurteile längst hinter uns gelassen haben, können Ihr Wesen und Ihre fremdländische Art verstehen. Wir expandieren auch ständig.

Vater: Sie sollten einmal unsre Exportlisten sehen . . .!

Edi: Laßt doch Jelka wenigstens niedersetzen!

Mutter: Hier, auf dem barocken Betstuhl!

Edi: So, setz dich schön, Jelka!

Vater: Schöne Fremde, warum so förmlich? Hol den Sekt, Maria! Markensekt!

Edi: Hol auch was zum Knabbern, Mutter!

Vater: Etwas schießt durch meinen Kopf: die Frage, ob wir unsre neue Gänseleberpastete, Spezialität des Hauses, Sie verstehen, ob wir die nicht „Pastete Jelka" nennen sollten?

Edi: Sehr gut. Eine ausgezeichnete Idee. Ein Geschenk zum Einstand, Vater!

Mutter: Und dieses schwarze Haar, ob es wohl echt schwarz ist?

Edi: Alles echt, Mutter. Darauf kannst du dich verlassen. Geprüft und für echt befunden.

Vater; Und diese roten Lippen, ob die wohl echt rot sind?

Edi: Aber Vater . . . Alles echt!

Mutter: Und diese langen,dichten, samtigen Wimpern?

Edi: Ganz echt, Mutter! Ehrlich!

Vater: . . . dieses Bild ist übrigens ein echter alter Niederländer. Aus der Schule von Vermeer, wie man mir sagte. Setz dich, kleine Dunja, ich darf dich doch Dunja nennen, nicht wahr?

Edi: Natürlich, Vater.

Mutter: Dunja. Darin schwingt ein Zauber, er schwingt jetzt auch hier drinnen, in unsrem reich ausgestatteten Salong.

Vater: Hat mein Sohn Eduard Sie schon über die Bedeutung unsrer Familie für diesen Landkreis aufgeklärt?

Edi: Aber ja doch.

Vater: Über unser gutgehendes Fleisch- und Wurstimperium?

Edi: Über unser blendend gehendes Imperium. Ja.

Mutter: Darf ich jetzt zu Tisch bitten, zum Imbiß?

Edi: Vielen Dank, Mutter, gerne.

Vater: Ob Sie wohl mit Messer und Gabel umgehen können, Sie kleines fremdes Tierchen, das sich aus dem warmen Süden hierher verirrt hat?

Edi: Sie essen dort daheim immer mit Messer und Gabel!

Mutter: Aber in der Südsee haben wir Leute gesehen, die . . .

(ausblenden)

Sprecher: Was Jelka heute gelernt hat: Absolut nichts.

Elfriede Jelinek

„Weibliche Kunst"

Der Text Meret Oppenheims ist ein Beitrag zur Ausstellung „Künstlerinnen international 1877 - 1977", über die wir im vorigen Heft ausführlich berichtet haben. Meret Oppenheims Vorstellungen unterscheiden sich von unseren Einschätzungen, daher stellen wir sie zur Diskussion als Aussagen einer Künstlerin, die ihre Produkte als ‚weibliche' nicht vereinnahmt sehen möchte.

Schon seit einigen Jahren, seitdem „feministische" Theoretikerinnen und „feministische" Kunstkritikerinnen am Werk sind, lese ich von *Frauenkunst,* von *engagierter feministischer Kunst,* von *female sensivity* (so tönt es aus Amerika). Am Anfang hatte ich hierbei nur ein ungutes Gefühl, aber ich sagte mir: nun, man wird bald auch andere Stimmen zu hören bekommen. Aber ich habe mich getäuscht. Und immer deutlicher wußte ich: hier wurde total falsch eingespurt. Und zwar wurde ein gefährlicher Weg eingeschlagen. Wer behauptet, daß es „weibliche Kunst" gibt, untermauert alte Vorurteile. Wer eine Kunst machen will, die die Frauen ansprechen soll, wird 1. nur schlechte Kunst machen und 2. richtet er Barrikaden auf. Hinter diesen läßt es sich dann ganz nett dahinvegetieren wie eh und je. So wenig wie es „weibliches Denken" gibt (es gibt nur *ein* Denken), so wenig gibt es „weibliche Kunst".

Ich spreche hiermit meine Überzeugung laut und deutlich aus: Es gibt nur *einen* Geist und es gibt nur *eine* Kunst.

Kunst, Dichtung, Philosophie liegen in Höhen weit über animalischen Geschlechtsunterschieden. Die Inspiration, die bezeichnenderweise immer als weiblich dargestellt wurde, als Muse, ließ die großen Männer Werke schaffen, die *damit* als ein vom *ganzen* Menschen Geschaffenes anzusehen sind. Ebenso ist der männliche Seelenteil an den von den großen Frauen geschaffenen Werken beteiligt. Auch hier wieder sind es also Werke von einem *ganzen* Menschen.

Woher es kommt, daß die Menschheit sich aus einer vielleicht matriarchal bestimmten Frühzeit (wobei die Macht der Frauen möglicherweise aus der allgemeinen Unkenntnis des Zusammenhangs von Zeugung und dem Hervorbringen von neuen Menschen aufgebaut war) zu einer patriarchalen Epoche weiterentwickelte, wird man nie wissen können. Man kann z. B. annehmen, daß auch dieses, immer noch primitive Stadium wieder ein Übergang ist zu einem höheren, in welchem die während des vorhergehenden Stadiums unterdrückten Fähigkeiten der (männlichen wie der weiblichen) Menschen weiter zu entwickeln sind. Jedoch aus dieser patriarchalen Haltung, die seit Jahrtausenden (und nicht nur im Abendland lang vor jüdisch-christlichen Zeiten) von den in dieser Menschheitsepoche führenden Männern als die richtige „gewußt" wurde, den heutigen Männern einen Vorwurf zu machen, ist absolut steril. Dieses Klagen, diese Wimmern gegen Phallokratie etc. ist nicht nur tödlich langweilig, es ist auch das Gegenteil von aufbauend. Statt Untersuchungen zu machen, wer wo wann Frauenverachtendes ge-

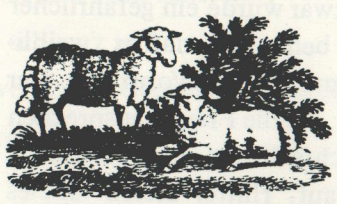
schrieben hat, wäre es wichtiger und interessanter, nach Ankündigungen einer neuen Epoche in den Schriften der Dichter und Philosophen zu forschen. Z.B. sagt Nietzsche im Zarathustra: „Katzen sind immer noch die Weiber und Vögel. Oder, bestenfalls, Kühe." Dieses *noch* muß man auslegen als ein Vorausahnen – oder Sehen einer neuen Frau. Bei Schopenhauer fand ich Ähnliches. Frank Wedekind in „Mine Ha Ha" (Goldmanns Gelbe Taschenbücherei) greift deutlich die primitive männliche Sexbesessenheit an. Nichts gegen Sex, aber bitte für beide die gleiche Freiheit. Die Erziehung der Mädchen zum wehrlosen Sexobjekt ist der Inhalt dieser Erzählung. In seiner Schrift „Die Frau in Europa", von 1924, sagt C. G. Jung manches, was er später anders ansah, aber auch manch großartig intuitiv Vorausschauendes. Die Schrift schließt mit folgendem Satz: „Die Frau der Gegenwart steht vor einer gewaltigen Kulturaufgabe, welche vielleicht den Anfang einer neuen Epoche bedeutet."

Ein Thema für Kunsthistorikerinnen wäre es, zu untersuchen, wo Künstlerinnen in ihrer Arbeit selbst neue Wege fanden. Wie Sophie Täuber, die ganz unabhängig in der Richtung ging, in welcher gleichzeitig die anderen „Abstrakt-Konkreten" gingen. Wie Sonja Delaunay, die die Formen, die später auch von ihrem Mann Robert verwendet wurden, schon aus Rußland mitgebracht hatte. R. Delaunay benützte diese Formen, um Eigenes auszudrücken, ich meine nicht, daß er ein Kopist war; aber auf jeden Fall war es nicht Sonja, die *ihn* kopierte.

Ich sah neulich eine große Paula Becker (Modersohn)-Ausstellung. Diese starb ja bekanntlich nach der Geburt eines Kindes mit 31. Die Ehe war ihr so ziemlich (auch von den Eltern) aufgedrängt worden. Noch am Anfang des Jahrhunderts wurde eine Frau als moralisch minderwertig angesehen, wenn sie sich „der Bestimmung des Weibes" entzog. Ihr letztes Wort sei gewesen: „zu schade". Da kann man nur beistimmen. In den beiden letzten Portraits, die in der Ausstellung zu sehen waren, von 1907, glaube ich, Anzeichen gesehen zu haben, daß der nächste Schritt in ihrer Arbeit sie definitiv weg von der Worpswedergruppe und direkt in den Expressionismus geführt hätte, dessen Anfänge etwa in dieses Jahr fallen (z. B. bei Beckmann). Zu schade - jawohl. Diese beiden Portraits (ich erinnere mich nicht genau an die Namen – „Frau Oetger"? und Herr Werner . . .?) waren nicht unter den Abbildungen im Katalog. Gewiß wären den Bearbeitern ihres Werkes die kleinen aber doch wichtigen Änderungen aufgefallen, wenn es sich um einen Mann gehandelt hätte. So aber wurde ihr ein solcher Schritt nicht zugetraut. Man sollte ihre letzten Bilder und Skizzen daraufhin untersuchen.

In der Kunstkritik sollte Kunst von Frauen nie in Konkurrenz zur Kunst von Männern gestellt werden. Wer sich mit bewirbt, ist von vornherein in einer inferioren Lage. Nie mitbewerben – selber schaffen. Für echte Künstler ist das eine Selbstverständlichkeit.

Meret Oppenheim



Das Rätsel

Zur geistesgeschichtlichen Situation der philosophischen Frühromantik, unter besonderer Berücksichtigung ihrer poetischen Phantasie.

Dissertation
von Margaretha Huber.

Die Angst alternder Professoren . . . .

Der folgende Auszug leitet die Dissertation von Margaretha Huber ein. Diese Arbeit wird von ihrem Doktorvater (welch häßliches Wort!) abgelehnt unter fadenscheinigen Argumenten.

Wir haben die Arbeit gelesen. Margaretha hat darin einen mutigen, unglaublich ehrfurchtslosen Umgang sehr persönlicher Art mit den „geistesphilosphischen Gestalten der Frühromantik" gepflegt. Sie entschleiert das süße Geheimnis patriarchaler Philosophie, bis sie unter tausend Schleiern endlich das (philosophisch erhöhte) Nichts findet. Während sie in philosophischen Niederungen und Höhen den tiefschürfenden Reflektionen diverser Herren unandächtig beiwohnt, entwickelt sie mit subversiver Phantasie Konstruktionen zwischen den Personen, Zitate führen Dialoge. Der Witz ist scharf und schnitt Herrn Treptow offenbar zu sehr in seine redliche Verbundenheit zur Ästhetik. Keine Frau wundert sich!

Philosophieren als Frau, das bedeutet soviel, wie die Existenz des Nichts zu beweisen. Dieses rätselhafte Sein ist NICHTS als die Verdrängung des Weiblichen, es ist seine Existenz. Die Philosophin überschreitet die Grenze nicht, sie ist die Grenze.

Wer hätte das gedacht?

Die Wissenschaft ist eine Kuh
Sie macht: muh
Ich sitze im Hörsaal und höre zu!
W. Benjamin (1)

Wo beginnt der Kreis? Das ist eine Frage ohne Antwort. Die Philosophie ist eine Frage ohne Antwort seit Jahrhunderten. Aber der Zirkel des Denkens ist vollkommen, wenn es nichts anderes als sich selbst ergreift. Geblendet von dem Dunkel, das der Schein einer Antwort verbreitet aus welcher DAS ABSOLUTE emporsteigt, hält es sich für das Andere; das Sein, die Dinge, das Lebendige und nicht zuletzt für die Lösung des Rätsels (2).

Doch es ist nur die sich in ein endgültiges Schweigen zurückgezogene Frage, die der blinde Seher (3) ver-sehentlich für die Antwort hält.

1 Walter Benjamin, Briefe, Bd. 1, S. 40, Frankfurt 1966

2 Auch der feine Strahl des absoluten Geistes, der sich in das Dunkel ergießt, vermag diese einmalige Erscheinung der Nacht nicht zu durchdringen. Zu Beginn der Phänomenologie des Geistes behauptet ihr Beleuchter: Georg Wilhelm Friedrich Hegel: „sein *Absolutes* für die Nacht auszugeben, worin, wie man zu sagen pflegt, alle Kühe schwarz sind, ist die Naivität der Leere an Erkenntnis." Phän. 22. Der spekulativen Kraft der philosophischen Reflexion ist es vorbehalten, sich eine Begegnung vorzustellen zwischen den Hauptvertretern der „vis electrica" –, DIE Kraft des sog. „Geistesblitzes" –, welcher als idealistische Erkenntnistheorie den unendlichen Himmel der philosophischen Wissenschaft für kurze Zeit erhellte und einem frühen Vertreter der praktischen Vernunft, Lucius Septimus Severus, ein römischer Konsul, der im Jahre 460, als er sein Pferd mit der Hand rieb, ein elektrisches Leuchten sah. Damaskios, Vita Isidori, in: Photius Bibliotheca; Martin, La Foudre, Paris 1866, S. 234, zit. in: F. M. Feldhaus, Die Technik, S. 251

3 Diese mythische Gestalt des blinden Sehers, die eng verknüpft ist mit der Geschichte des Oedipus, gehört den tragischen Ursprüngen der Philosophie an. Es ist die Zeit, in welcher der Begriff der Paradoxie noch die Bedeutung der Überraschung, des Unerwarteten besaß; para-doxia, Verwunderung über etwas Unerwartetes, Ungewöhnliches; para-doxos, wider Erwarten, wider die gewöhnliche Meinung oder Ansicht, unglaublich, daher unerwartet, sonderbar, wunderbar. lt Griech.-Deutsches Wörterbuch, Bd. 2, Braunschweig 1914. Interessant die Transformation der Bedeutung, sobald die lateinische Sprache sich dieses Begriffes bedient: paradoxa, orum das sind für die vernünftigen Nachkommen der vom Rätsel faszinierten Griechen nur noch „scheinbar widersinnige Sätze."
lt. F. A. Heinichens Lateinisch-Deutsches Schulwörterbuch, Neubearbeitung, Neunte Auflage von Dr. Heinrich Blase, Geheimer Schulrat, Direktor des Großh. Hess. Alten Gymnasiums zu Mainz, Dr. Wilhelm Reeb, Professor, Oberlehrer am Grossh. Hess. Neuen Gymnasium zu Mainz, Dr. Otto Hoffmann, Ord. Professor a. d. Universität Münster i. W., Leipzig und Berlin 1917.
Ist das nicht die Gestalt der Sphinx, die den Mythos des blinden Sehers erfindet?

Brief von Margaretha Huber:

Ich habe eine Doktorarbeit in Philosophie gemacht, der Anlaß, daß ich euch schreibe. Ich begreife sie als Versuch einer weiblichen Philosophie, einer theoretischen Produktion, die mit traditionel. n Formen bricht. Ich brauche für diese Arbeit sehr viel Unterstützung von ähnlich arbeitenden Frauen, zumal ich hier sofort in einen Konflikt gekommen bin.

Mein Doktorvater Treptow, hiesiger Philosoph, orthodoxer Marxist und auf Ästhetik spezialisiert, hat sie nämlich in einer unverschämten Weise abgelehnt. Es begann damit, daß er erstaunlicherweise behauptete, die Arbeit gefiele ihm, die Anderen würden sie aber ablehnen. Nach vielem hin und her versprach er, sie wenigstens dem Zweitgutachter vorzulegen, das wäre hier an der Münchner Uni ein Ordinarius vom Konkordatslehrstuhl gewesen.

Ich komme aus den Ferien zurück und finde einen kurzen Brief, aus dem hervorgeht, daß er nichts davon realisiert hat. Ohne einen Hinweis, was jetzt geschehen könne. Ich schicke euch eine Kopie des Briefes mit. Verreist ist er auch noch dazu, also unerreichbar. Mein Stipendium läuft nächsten Monat aus, der Abgabetermin wäre in zwei Wochen gewesen, das wußte er alles, und verschwand. Sobald das Semester wieder anfängt, werden wir hier ein Frauen Go-in machen, um in seinem Seminar auf die Unmöglichkeit eines solchen Verhaltens hinzuweisen.

Brief von Prof. Treptow

München, den 14.4.77

Liebe Margaretha Huber,

Deine Arbeit habe ich Prof. S. doch nicht vorgelegt, weil ich beim genaueren Lesen gemerkt habe, daß ich selbst sie nicht vertreten kann. Mir scheint die Arbeit inhaltlich und formal zu weit von den Erwartungen entfernt zu sein, die an eine Dissertation gestellt werden. Außerdem verstehe ich sie in vielen Punkten auch nicht.

Freundliche Grüße
.... Treptow

Blondi, Schwuli, Barbarella, Yogi Bär
Sexismus zum Feierabend

„Alle mit Eintrittskarten hier durchgehen"! Auf diese Aufforderung hin geriet die Menge der Wartenden in Bewegung und trennte sich in zwei Gruppen, eine mit und eine ohne Karten. Erstere Gruppe schob sich in die Taverne am Lützowplatz mit Hilfe eines Catchers, der seinen Rücken gegen die drängelnde Menge preßte, um zwischen sich und dem Türrahmen einen kleinen Durchschlupf zu schaffen. Der Innenraum war halbdunkel, voller Rauch, die Scheinwerfer konzentriert auf den Ring in der Mitte. Erstaunlicherweise war der Ring in rotem Plüsch, mit roten Samtgurten usw.

Kellner von kleiner Statur, drängten mit riesigen Tabletts voll mit Bier in Plastikbechern durchs Publikum. Die Art der Veranstaltung erlaubte offenbar einige Freiheiten, Tischdecken und Blumenväschen mißachtend hatten viele Zuschauer mit ihren Stühlen auf den Tischen Platz genommen.

Die Sitzhaltung der meist fetten Männer war phallisch-protzig. Mit weit gespreizten Beinen, zwischen denen sie sich häufig zu schaffen machten, um irgend welche, vorgeblich zu groß geratenen Geschlechtsteile bequemer zu placieren, saßen sie da. Die Handbewegungen, mit denen sie ihr Reden (hauptsächlich über den Frauenkampf und Schwuli) begleiteten, waren weit ausholend und sollten kraftvoll und kämpferisch wirken. Die ihnen gehörenden Frauen durften an diesem Abend ebenfalls laut und weit ausholend sein.

Im Saal herrschte eine hektische Sensationslüsternheit, gegen die eine redliche Blaskapelle sich durchzusetzen versuchte.

Allmählich ging das Licht vollkommen aus, im Ring erschienen zwei Männer und der Ringrichter. Nach einem Händedruck schleuderten sich die beiden gegenseitig durch die Luft, fielen dröhnend auf die Matte, drehten sich verschiedene Extremitäten hin und her, flogen wieder durch die Luft, bis einer die Arme hochriß und sich als Sieger zu erkennen gab. Der technisch reibungslose Ablauf des durch die Luft Fliegens und auf die Matte Krachens, ohne „individuelles Engagement" ließ das Publikum recht kühl. Diese Kühle verlor sich aber sofort, als der Frauenkampf angesagt wurde.

„Barbarella, Catch-Super Monster aus den USA, gegen Blackfoot Sioux, die ehemalige Miss Canada".

Barbarella ganz in schwarz, mit einem ebenfalls schwarzen Käppchen auf dem kurz geschnittenen Haar und athletischem Körperbau erschien im Ring. Nach ihr, im schlüpferrosa Trikot (unter dem sie einen sehr engen BH trug) Miss Canada. Ihr Haar hatte „normale" Länge und war leicht toupiert, ihre Statur etwas kleiner als die ihrer Gegnerin war ein wenig mollig. Der Kampf zwischen der „Monster-Frau" und der „guten Frau" begann, indem die beiden Frauen den ihnen jeweils zugedachten Rollen gerecht wurden. Barbarella verhielt sich nicht nur gegen ihre Gegnerin aggressiv, sondern auch gegen den Schiedsrichter und das Publikum. Miss Canada wurde brutal auf die Matte geschleudert, an den Haaren emporgerissen, mit der Faust geschlagen, der Arm verrenkt, gebissen, halb erwürgt, dazwischen wurde dem Schiedsrichter von Barbarella die Hose heruntergerissen. Die Männer begriffen sofort, wie sie sich dazu zu verhalten hatten. Sprechchöre schwollen an: „Hängetitte, Hängetitte – Schlagsahne – alte Votze – Quarktasche". Miss Canada verteidigte tapfer die Ehre der Männer, des Schiedsrichters und nicht zuletzt ihre eigene gegen die „Monsterfrau", wurde aber von dieser immer wieder (natürlich unfair) durch den Ring geschleudert. All die geilen angefetteten Typen wetzten sich auf ihren Stühlen und tobten vor Ärger und Haß gegen Barbarella während ihre Frauen ihrer Verachtung ebenfalls laut Ausdruck verliehen.

Barbarella gewann dann zwar, die eigentliche Siegerin wurde aber Miss Canada durch Urteilsspruch des Publikums.

Nach einer mit Blasmusik angefüllten Pause kletterte ein unbeschreiblich fetter Mann in den Ring. Auch er mit schwarzem Trikot, der Schädel kahlgeschoren bis auf eine lange Haarsträhne am Hinterkopf. Ihm gegenüber „Blondi", ein keineswegs schmächtiger Mann in karierten amerikanischen Badehosen. Das Publikum hatte keine Mühe, angesichts der dick aufgetragenen Klischees eine Unterscheidung zwischen gut und schlecht zu machen. Blondi, der wakkere junge Amerikaner, gegen den finsteren Bedrohlichen, dessen Kräfte sich gar nicht mehr sexuell zuordnen ließen sondern etwas Magisch-Maschinelles ausstrahlten.

Blondi wurde wie ein Nivea-Ball hin- und hergeworfen, in die Luft gehoben, obwohl er, wie schon erwähnt, weitaus kräftiger war als die meisten Männer im Publikum. Der „Finstere" schien in eine langsam sich steigernde Wut zu geraten, Blondi flog immer häufiger und höher in die Luft und härter auf die Erde zurück oder über den Ring hinweg. Kurz darauf öffneten sich wie Stigmata zu Ostern, Blondis Farbbeutelchen und „Blutströme" quollen aus seinem Blondhaar hervor, welches sein Gegner zum Anlaß nahm, mit ungehemmter Wut auf erwähnte Platzwunden einzudreschen. Das bisher in voveuristische Aufmerksamkeit gebannte Publikum begann vor Empörung zu toben. Rufe wie: „Du Schwein, du bist ja kein Mensch, du bist ja ein Tier" wurden von vielen aufgenommen und halb gebrüllt, halb gesungen. Der blutüberströmte aber immer noch tapfere Blondi wurde ebenso wie Barbarella vom Publikum zum Sieger erklärt.

Dann wieder eine Pause, in der die Blaskapelle die Erregung des Publikums in zaghaftes Schunkeln versetzen konnte.

Die Männer hatten inzwischen genug gesehen und getrunken, um noch untätig herumsitzen zu können. Lebhafte Diskussionen wurden mit donnernden Schlägen der Faust auf den Tisch begleitet. Je länger die Pause dauerte, um so mehr schwoll die Erregung wieder an, denn jetzt sollte „Schwuli" auftreten.

Irgendwo war die Plattheit, mit der das Klischee vom Schwulen präsentiert wurde, überraschend. „Schwuli" trug im Gegensatz zu allen anderen Ak-

teuren rote flache Schnürschühchen, einen wallenden schillernden Umhang und ein fleischfarbenes Trikot. Er tänzelte tuntenhaft in den Ring, gab dem Publikum Kußhändchen, küßte dem Schiedsrichter die Hand und ebenso seinem Gegner, einem wuchtigen Mann in knallroter Badehose. Schwungvoll legte er seinen Umhang ab, zog seine beigen Kniestrümpfe hoch und stellte sich in Positur (Standbein Spielbein). Sein Gegenüber, breitbeinig, ließ die normale Statur von „Schwuli" schwächlich erscheinen.

Der Kampf begann, indem „Schwuli" graziös von einer Ecke des Ringes in die Andere hüpfte und dem Publikum zu herzhaftem Lachen verhalf. Darauf folgten körpernahe Rangeleien, die allesamt darauf abzielten, sexuell zu wirken. Mit den Hoden ging man hausieren, immer wieder wurden Schläge und verkrampfte Schmerzgebärden dargeboten, begleitet vom Aufseufzen des männlichen Publikums. „Schwuli" gab sein Letztes fürs Publikum. Die Unklarheit über homosexuelle Praktiken spiegelte sich in den entsprechenden Variationen wieder, Arschfick, Gewalt, Prostitution, Passivität, in jedem Fall aber lächerlich und ordinär. So hatte „Schwuli" denn auch als ein Unvollkommener sich zu erkennen zu geben. Mehrmals (damit auch alle Zuschauer es gesehen hatten) sprang ihm das Gebiß aus dem Mund, das er, nachdem er seinen Gegner damit in den Arsch „gebissen" hatte, wieder in den Mund zurückschob. Johlende Begeisterung des Publikums rundete die Diffamierung ab. Die Begeisterung hielt an, als „Schwuli" sich hinter dem Schiedsrichter in Sicherheit brachte, ab und zu flink hinter seinen Gegner sprang, um ihn zu berühren. Als er sich von diesem das fleischfarbene Trikot bis zu den Knien herunterreißen ließ, steigerte sich die Begeisterung sogar noch in erstaunlicher Weise zu schenkelklatschenden Lachsalven.

Zum Abschluß des Abends wurde „Yogi-Bär, einziger catchender Braunbär der Welt" in den Ring gezerrt. Mit Maulkorb und Fausthandschuhen angetan, saß er schaukelnd in einer Ecke des Ringes und blinzelte geblendet ins Scheinwerferlicht. Er war bemitleidenswert, wie er da saß und sich nicht mehr an den Trieb erinnern konnte, der, wenn er sich erinnert hätte, die ganze Bande in kopflose Panik versetzt hätte. Irgendwelche Siegfrieds stiegen in den Ring und nach herzlichen Umarmungen legte sich Yogi-Bär, jeweils nach dem zweiten Gongschlag „besiegt" auf den Rücken. Von dieser Haltung war er dann nur jedesmal mit Mühe abzubringen. Das Interesse war ohnehin schon abgeflaut, es herrschte allgemeine Müdigkeit und Aufbruchstimmung. Die Müdigkeit verlor sich aber vor der Tür angesichts eines unverhofften Augenschmauses in Form eines schweren Verkehrsunfalles.

* * *

Arbeitstagung zur „Weiblichkeitstheorie" in Bremen

Angeregt durch den Frauen-Literaturkongreß in Hamburg 1976 soll im November diesen Jahres eine Arbeitstagung zur „Weiblichkeitstheorie" in Bremen stattfinden. Grundlage sind Texte der französischen Theoretikerinnen Helène Cixous, Cathérine Clément, Luce Irigaray und Julia Kristeva. Frauen, die sich individuell oder in Gruppen mit diesen Texten beschäftigen, können sich mit Vorschlägen für Referate, Arbeitsgruppen usw. wenden an Helga Gallas, Großbeerenstr. 34, 2800 Bremen.

* *

Das nächste Heft der Schwarzen Botin wird voraussichtlich mit folgendem Schwerpunkt erscheinen: Untersuchungen feministischer Anarchie.

Herausgeberin:	Brigitte Classen
Redaktion:	Gabriele Goettle Brigitte Classen
Mitarbeiterinnen:	Silvia Bovenschen Margaretha Huber Roswitha Kaever Elfriede Jelinek Elisabeth Lenk Meret Oppenheim Heidi von Plato Christa Reinig Sarah Schumann Ginka Steinwachs
Graphische Gestaltung:	Gabriele Goettle
Layout:	Brigitte Classen Gabriele Goettle
Herstellung:	viva Frauendruck, Mehringdamm 51, 1000 Berlin 61 (Reproarbeiten) contrast gmbh, Hauptstr. 159 1000 Berlin 62 (satz und Druck)
Redaktionsanschrift:	Gabriele Goettle Brigitte Classen Geibelstr. 4 1000 Berlin 45 Tel.: (030) 811 18 75
Postscheckkonto:	Brigitte Classen PSchA Berlin (West) Nr. 239644 - 104
Vertrieb für Berlin und die BRD	Frauenbuchvertrieb GmbH Mehringdamm 34 1000 Berlin 61 Tel.: 030/251 16 66

Abonnement und Auslandsbestellungen sind an die Redaktion der SB zu richten.
Einzelbestellungen, sowie mehrfache Bestellungen sind an die Frauenbuchvertrieb GmbH (Adresse siehe oben) zu richten.